Ex Electorali Bibliotheca
Serenis Vtriusq. Bauariæ
Ducum.

Ph. Pr
1184
Tiller

Chil: 1225

Philos. Ethica popul. 2201.

R

Tillers von Tscherlow philosophische Abhandlung

von den

bekanntesten Sprichwörtern

der alten Deutschen.

Ridendo corrigo mores.

Augsburg,

in der Riegerischen Buchhandlung.

1777.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hochgeehrte,
insonders großgünstige
Herren Verleger,

Theuerste Mäcenaten!

Ihre Zuneigung, die Sie gegen Gelehrte blicken lassen, Ihr Eifer für das Wachsthum und die Aufnahme der schönen Künste, und Wissenschaften, durch den Sie Sich den großen Ruhm der Beförderer, und sonderbaren Schützer der tändelnden Musen erwarben, hat mich, gleich einem Strome, dahin gerissen, Niemanden andern als Ihnen

meinen Witz mit unterthänigster Ehrfurcht zu widmen.

Ich gestehe es, mein Unternehmen ist kühn, und das Werk, das ich Ihnen itzt zueigne, kömmt weit unter Ihre hohen Verdienste zu stehen. Vielleicht gewinnen Sie nicht so viel dabey, als Sie es Sich Anfangs vorstelleten. Allein ich habe so überzeugende Gründe, daß ich Ihnen dieses Merkmal meiner Dankbarkeit vor vielen andern pflichtschuldigst zu seyn hoch und schwer betheure. Ueberlegen Sie es nur Selbsten, wie vieler Vortheile, die meiner Eigenliebe nicht wenig schmeicheln könnten, ich mich berauben mußte, da ich mich entschloß, Sie zu meinen Mäcenaten zu erwählen.

Denn hätte ich meine Schrift nicht eben auch einer deutschen Marquisinn weihen können? Wie prächtig würde dann die Zueignungsschrift ausgefallen seyn! Wie vieles hätte ich zum unsterblichen Ruhme meiner Heldinn nur allein von ihrem Nachttische, Haarputze, Schönpflästerchen, besonders jenem auf der linken Wange, das den Junggesellen so gefährlich ist, und einen abscheulichen Fleck verdecken muß, melden können, ihren kleinen zärtlichen Mops nicht zu vergessen, mit dem sie den ganzen Tag über tändelt. Wie schimmernd hätte ich meinen Witz an Tag legen können, da ich sie eine griechische Schöne, eine zweyte Helena; eine Göttinn vom ersten Range würde genannt haben;

da ich ihre Augen mit den Sternen, ihr Antlitz mit der Sonne, ihre Hände mit dem Alabaster, ihre heitere Mine mit dem sanften Aether würde verglichen haben! Welches Ansehen hätte ich mir hiedurch verschaffet! denn, wenn Dichter durch ganze Bände nichts anders als so läppische Dinge hersingen, und eben darum berühmte, große, göttliche Dichter genannt werden, wie berühmt würde ich nicht geworden seyn; ich, der ich alle diese verliebten Gleichnisse, diese süssen Wortspiele, und etymologischen Dünste schon in der einzigen Zueignungsschrift würde ausgekramet haben? Welcher Schimmer des Ruhmes, und der Ehre hätte auf mich zurückgeprellet?

Endlich hätte ich meiner Schrift den Namen eines Hochwohledelgebohrnen, Hoch und Vielgelahrten insonders Gnädigen Herrn Herrn 2c. 2c. an die Stirne setzen können. Ich hätte alle Weisheit, alle Menschenliebe, allen Großmuth, allen patriotischen Eifer sammeln, und Seine Gnaden mitten unter diesen herrlichen Eigenschaften, von denen Sie nicht eine einzige besitzten, zum Vater des Vaterlandes, zum Vertheidiger der unterdrückten Unschuld, zum Muster und Beyspiele eines seltenen Patriotens, mit einem Worte: Ich hätte Sie aus einem Thoren zu einem vernünftigen Manne, aus einem gnädigen Ignoranten, zu einem Orakel des Witzes, und der Litera-

tur, mit schöpferischem Kiele umstalten können, und hiebey wäre ich getreulich den Fußstapfen unsrer hocherleuchteten Gratulanten nachgetreten. Ich hätte der Nachwelt in Ihm einen theuern Menschenfreund, und die ganze Gegend weiß, daß ers nicht ist, einen großen Musensohn, und er weiß nicht einmal was Muse, wohl aber was Muße ist, abschildern können.

Allein alles dieses machte bey mir keinen Eindruck. Ihnen, hochgepriesene Mäcenaten, großgünstige Herren Verleger, Ihnen, und Ihrem Verdienste bin ich meine Arbeit schuldig. Sie allein wissen die Absicht einer Dedication, die ein dürftiger Autor mit geziemender Demuth

zu den Füssen seines Helden leget, am beßten. Würden Sie, als Verleger, so grausam seyn, mich verhungern zu lassen, so können Sie es itzt doch als Mäcenaten nicht. Ich weis, wie unbarmherzig Sie, als Verleger, öfters mit unsern witzigen Geburten umgehen, allein als Mäcenaten werden sie gezwungen seyn, mein Kind menschlich zu behandeln.

Ich erkenne endlich das herbe Schicksal aller Autoren. Wir armen Geschöpfe sind durch unsern Stolz dahin verdammet, uns tode zu schreiben, um unsre Verleger reich zu machen, und Ihren Geitz zu befriedigen. Wie gesagt, ich erkenne mein Schicksal, und darum komme ich auf allen vieren ge-

krochen, Ihnen dieses Werk zu widmen, mich Ihrem hohen Wohlwollen auf die spätesten Jahre zu empfehlen. Ich

Theuerste Mäcenaten.

Ihr demüthigster Autor.

Vor=

Vorrede.

Es ist gar nichts neues, daß wir Autoren, so oft wir unsern Schriften eine Vorrede anhängen, bey hellem Tage träumen. Denn anders läßt sich die Vermessenheit nicht entschuldigen, als daß wir im Traume das geschrieben, was dem Wohlstande, und einer heitern sich selbst überlassenen Vernunft in jedem andern Falle schimpflich gewesen seyn würde. Wir überlassen das Urtheil über unsre Schriften dem klugen Leser, und sagen es ihm doch auf die feineste Art, daß er wenigstens ein dummer Mann, ein Mann ohne allen guten Geschmack

wäre, wofern er uns nicht mit seinem Beyfalle beehren sollte. Um Ruhm schreiben wir gar nicht, nur für die Nachwelt aus Liebe unsern Mitbürgern nützlich zu seyn; aber damit winden wir uns so künstlich die Lorbeer um unsre Schläfe, daß der blind seyn müßte, der es nicht sehen sollte, daß Ruhm, und Unsterblichkeit uns mehr, als der Nutzen des Publicums zum Schreiben anspornete. Ueberhaupt, wenn die Arbeit auch schlecht ausgefallen, und tadelnswürdig wäre, so ersuchen wir den geneigten Leser, er möchte wenigstens unsern Fleiß, und gute Absicht anrühmen. Unterdessen dräuen wir ihm einen entsetzlichen Krieg, wofern es ihn gelüsten sollte auf die Arbeit selbsten ein kritisches Auge zu werfen.

Das ist beynahe der Inhalt der meisten Vorreden; ich will mich von diesem alten Gebrauche nicht abwerfen; denn ich

bin

bin ein Mensch, der es zu fühlen im Stande ist, welches Vergnügen das berühmt seyn gebähre. Ich bin es nicht gewohnt, bey meinem Lobe roth zu werden, so jung ich auch noch bin. Ja vielmehr bereit, wenn fremdes Lob mangeln sollte, mich selbsten ein bischen empor zu schwingen. Allein ich will es auch gerne gestehen, daß alles, was ich itzt erzählen werde, mehr nicht als ein Traum seye. Mir träumte so: „

Mir däuchte als wäre ich in Gesellschaft, wo mich niemand von Person zu kennen die Ehre hatte. Ein Mann, ich sah es ihm an der vielbedeutenden Mine an, daß er gern gelehrt wäre, durchblätterte meine Sprüchwörter, und endlich las er eine Weile ernsthaft fort. Ich, der ich allen Anwesenden unbekannt war, machte mich schon fertig, alle die Lobsprüche anzuhören, die er dem Verfasser der-

selben

selben beylegen würde. Er las noch immer, und, mir schien es, als winkte jede Mine mir den Beyfall zu, den ich von einem gelehrten Leser mit Recht fodern zu können vermeynte. Wirklich bildete ich mir große Dinge ein, und sah geheimnißvoll je einen nach dem andern, die damals in Gesellschaft waren, an. Ja, ich fühlte schon das ganze Vergnügen, das den Stolz eines Autors befriedigen kann, weil ich des Lobes so gut versichert war, als sprächen alle für mich. Wie angenehm dachte ich sie alsdann zu überraschen, nachdem ich meine Lobrede mit angehöret. Wie sinnreich wollte ichs ihnen alsdann zu verstehen geben, daß ich der Autor wäre. Welchen Ruhm, glaubte ich, da zu erbeuten, der mir die Mühe eines ganzen Jahres vergelten sollte!

Allein der gelehrte Herr legte meine Sprichwörter hin (wie natürlich kam

mir dieß im Traume vor) und, anstatt daß er darüber sein Urtheil entdeckte, kam er mit diesen witzigen Fragen angezogen:

Warum kommen wenig gute Bücher heraus?

Und warum schrieb der Autor dieses?

Wie mir das zu Herzen drang, das muß sich ein Autor, der eben so, wie ich, nach Ruhme geizt, vorstellen. Mir ward bang, und ich konnte nichts antworten. Damit aber meine Verwirrung mich nicht zu erkennen gäbe, so schlich ich ganz beschämt zeitlich davon. Ich kann es so gewiß nicht bestimmen, was damals in mir vorgieng. So viel weis ich, daß ich es ernstlich beschloß, mich an diesem Idioten, denn das war er, weil er mich nicht loben wollte, zu rächen. Welches Geschöpfe ist zorniger, und mehr zur Rache geneigt, als ein Autor? Ich

schrieb

schrieb also diesem überweisen Herrn so- gleich einen Brief. Und diese Art der Rache schien mir eben die geschickteste zu seyn, um zu meinem Vortheile eine Ant- wort von ihm zu erpressen.

Hochwohlweiser, Hochgelahrter Herr!

Mit ihrer großgünstigen Erlaubniß möchte ich doch auch ein paar Fragen an sie stellen. Denn daran werden sie sich erinnern, wie entscheidend klug sie Ge- stern meine Sprichwörter weggelegt, und mit richterlicher Mine ein paar Fragen hervorgeseufzet haben.

Wissen sie es selbsten, oder haben sie's nur gehört, daß wenig gute Bücher ans Licht treten — und warum zählen sie mei- ne Sprichwörter unter die schlechten? — Dieses, mein Herr, möchte ich vorhero wissen, ehe ich ihnen auf ihre Fragen antworte. Und ich rathe ihnen, sie möch-

ten nicht lange damit zaudern. Denn wissen sie wohl, mit wem sie zu thun haben? Sie haben mich beleidiget, mich, einen Autor, der im Stande ist, sich auf die empfindlichste Art für ihrer Beschimpfung schadlos zu halten. Ich mache sie vor der ganzen Welt lächerlich, wenn sie ihr Urtheil über meine Sprichwörter nicht wiederrufen sollten. Leben für Ehre. Diese haben sie mir öffentlich unverantwortlicher Weise geraubet; und wenn mir die Exemplare liegen bleiben sollten — verstehen sie es, wie weit ichs dann mit ihnen bringen kann? Ueberlegen sie alles wohl; ich werde nicht nachgeben, bis — hüten sie sich für Spott, und Schaden. Ich meyne es gewiß gut mit ihnen. Sie sind ein Philosoph, wie mir däucht, also nichts ohne Ursache: warum gefallen ihnen meine Sprichwörter nicht — warum halten sie selbe für schlecht — warum wollen sie den Ver-

 fasser

fasser nicht loben? Nur frey heraus mit der Sprache, eher ruhe ich nicht. Ich bin nicht ehrsüchtig, aber sie haben mich vor einer ganzen Gesellschaft beschimpfet, und ich werde bis zur Schadloshaltung derjenige nicht seyn, den sie sich wünschen, nämlich

Ihr

N. N.

Nun war ich beynahe besänftiget. Ich las meinen Brief, ich las ihn dreymal, und allemal gefiel er mir besser. Er ist doch recht treffend aufgesetzt, sagte ich zu mir selbsten. Wie wird der gelehrte Fragensteller die Nase rümpfen, wenn er ihn liest — aber er muß wissen, daß ich ein Autor bin. In diesem Augenblicke war ich auf meine Autorschaft so stolz, als ein junger Rathsherr auf die Knottenperücke, die er das erstemal aufsetzt, und die ihm jenes richterliche ernsthafte Anse-

hen

hen verschaffen muß, mit welchem man den Klägern Furcht einjagt. Ich erwartete also ganz gelassen die Antwort. Des andern Tages erhielte ich folgendes Billet:

Herr Autor!

Das ist artig! sie sind also der Autor des Buches, das ich letzthin in der Gesellschaft kaltsinnig weggelegt? O hätte ichs damals gewußt, daß sie es wären, wie dreiste würde ichs ihnen ins Gesichte gesagt haben: Hören sie, mein Herr, ihre Sprichwörter taugen nichts, und wenn sie nichts bessers schreiben können, so sollte man ihnen ihr Handwerk verbiethen. Ja, Herr Autor, das würde ich ihnen öffentlich gesagt haben. Das wenig gute Bücher ans Licht treten, das behaupte ich noch, trotz ihrer sinnreichen Frage, und ich habe gute Ursachen warum, ohne daß es nöthig wäre, sie ih-

nen zu entdecken. Genug ich bin ein Mann von Geschmack, der mehr gesehen, mehr gelesen hat, als sie. Ich pflege alles gründlich zu beurtheilen. Und damit ers weiß, Herr Autor, so gehören seine Sprichwörter gerade unter die schlechtesten. Wo hat er denn so schimpfen gelernet? Was verschlägt ihn das, wenn ich mir ein Amt gekaufet, und selbes durch bedingte Leute verwalten lasse? Glaubt er denn, daß ich dumm genug bin, und es nicht einsehen soll, daß er in seinem einfältigen Sprichworte: Geld regiert die Welt, mich abgeschildert hat, da er meinen Verstand nach dem Haufen meiner harten Thalern abmißt? Solche Kerls, die sich nur über andre Leute lustig machen, sollte man des Landes verweisen, ja das sollte man. Ich denke jedermann hat seine Fehler; aber er, Herr Autor, hat gewiß das Recht nicht, selbe dem Gelächter der ganzen Welt auszuse-

tzen; und eben darum sollte man sein Buch verbrennen. Nicht wahr, das heißt bündig beweisen, daß sein Buch nicht nur allein recht schlecht, sondern sogar gottlos geschrieben sey? Ein so junger Laff, wie er ist, sollte sich schämen, einen Mann von Jahren, von Erfahrung, von Ansehen zu beschimpfen. Ist er itzt mit diesem Lobe zufrieden?

N. Sch.

Meine Frau ist wegen dem englischen Porcellanaufsatz unversöhnlich böse auf ihn. Sie sagt: man sollte diesem Schwätzer die Zunge zum Nacken heraus reissen.

Das ist nun eine Censur, die mir gewiß Ehre bringt. Man überlege es nur; erst sollte man mich aus dem Lande jagen; dann mein Buch verbrennen, und,

 wenn

wenn es nach dem Rath der gestrengen Frau geht, mir gar die Zunge zum Nacken heraus reissen. Alles vortrefflich ausgedenkt! wenn mich alle Leser so gütig behandeln, so steht es nicht zwey Wochen an, ich werde auf das Rad gelegt.

Unterdessen ist es mir sehr lieb, daß ich durch eine unschuldige List diese Kritik erschlichen. Ich sehe daraus, von welcher Seite man meine Sprichwörter beurtheilet. Ueberhaupt suchte ich das Fehlerhafte, ja das Laster selbst, das manchmal unter übelm Vorwande, den man sich macht, bey dem, der es begehet, aufhört ein Laster zu seyn, und dahero zur Gewohnheit erwachst, zu bessern. Eine Absicht, die der eigensinnigste Kopf nicht tadeln kann. Ich war eben auch überzeugt, daß heut zu Tage eben diejenige, bey welchen eine solche Verbesserung am meisten nöthig wäre, nichts weniger als

die schönen moralischen Schriftsteller, deren wir sehr vortreffliche, und große Meister haben, die nichts unterlassen haben, den Sterblichen die Wege der Religion, der Pflicht, der Rechtschaffenheit zu zeigen, lesen, ja, was sage ich, nicht einmal fähig sind, dieselben zu lesen; weil gemeiniglich die Geduld, die Erkenntniß, die Aufmerksamkeit, die zu solchen Schriften, um selbe recht zu verstehen, erfodert wird, abgehen, oder weil sie der Unwissenheit viel zu trocken, oder zu abstrakt scheinen.

Ich schluge mir dahero einen Weg ein, den vor mir viele andere mit ungleich größerm Ruhme betreten haben. Die Sprichwörter schienen mir besonders geschickt dazu, und zwar um so mehr, je bekannter die Sittenlehre ist, die sie enthalten. Kurz, ich folgte dem unvergleichlichen Rabener. Wie nahe ich ihm

gekommen (und ich verkenne den ungeheu- ren Abstand nicht) das sey gänzlich das Urtheil des bescheidenen Lesers. Man weißt es von der Erfahrung, wie wehe es dem menschlichen Stolze thut, wenn man ihn lächerlich macht. Er kann die schärfesten Sitten- und Strafpredigten vertragen, weil er sich nicht getroffen glaubt, oder weil er selbe, so viel es an ihm ist, vermeidet, oder weil ers ganz anders ausleget. Aber er sieht sich in einem Charaktere, der bis auf die gering- sten Züge auf ihn passet. Der alles das Lächerliche, das er an sich hat, mit beis- senden Anmerkungen eröffnet. Er sieht, sage ich, dieses Bild, und kann es nicht läugnen, daß er das Original dazu ist. Auf wen soll er nun böse werden? Auf den Verfasser? Er weißt, daß ihn die- ser weder gesehen, noch jemals gesprochen hat, noch sonst eine Kenntniß von sei- ner

ner Person haben kann. Wenn er also klug ist, wird er sich allein die Schuld beylegen müssen. Was hiebey noch am treffendsten ist, und was ihm natürlicher Weise endlich die Augen öffnen muß, ist, daß er es leicht begreifen wird, daß viele dieses Buch lesen werden, die ihn kennen, und die mit Finger auf ihn deuten werden, oder es öffentlich sagen, dieser ists, den der Autor geschildert hat.

Ich habe es schon angemerkt: der Verfasser kann unmöglich getadelt werden. Denn es ist wirklich nur Zufälligkeit, daß die Fehler, die er bestrafet, in einer Person zusammentreffen, die er niemals gekennet hat. Wenn er also noch einige Grade der Schamhaftigkeit besitzt, so wird er zu seiner Pflich zurücke kehren; gesetzt auch, daß es nur dem Scheine nach geschieht, und daß die Religion, das doch meine einzige Absicht ist, keine Vor-

theile dabey hat, so verliert doch die menschliche Gesellschaft einen Narren, der ihr bishero zur Last fiel, oder die Schwachen einen Stein des Anstosses, der sie lange im Wachsthume der Rechtschaffenheit gehindert hat.

Dahin nun habe ich meinen Augenmerk gerichtet, da ich diese Abhandlung schrieb. Ob ich mein Ziel auch erreichet habe? Dieses war wenigstens mein Wunsch, obwohl ich mich an die Entscheidung dieser Frage ohne Kühnheit nicht wagen darf. Niemand ist Richter in seiner eigenen Sache. Man tadle also Ausdrücke, und Gedanken; man spreche den Charaktern die Manichfaltigkeit ab, ich bins zufrieden, ja ich werde hierdurch mehr belehret, als beschimpfet.

Allein nur darum meine Sprichwörter verwerfen, weil man sich getroffen

findt,

findt, das ist, meines Erachtens, eine elende Ursache. Ich will mich auch nicht lange dabey aufhalten. Ich sage nur, daß es tausend kleine Geister giebt, die alles im verkehrten Sinne auslegen, und manchmal dem Autor persönliche Beleidigungen andichten, an die er niemals gedacht hat.

Von dieser Art ist mein witziger Fragesteller. Ich habe in dem Sprichworte, Geld regiert die Welt, die üble Gewohnheit, die sich fast bey allen Nationen eingeschlichen hat, verdammet, daß öfters die ansehnlichsten Aemter einem leeren Kopfe, der aber eine volle Börse hat, zu Theil werden, und daß das Verdienst nicht selten leer abziehen muß. Ich sagte: das nämliche Geld, mit welchem das Amt ist gekaufet worden, müsse eben auch das Amt verwalten. Dieses ist eine

Wahr-

Wahrheit, die wir öfters sich erneuern sehen, die aber keinen Eindruck mehr macht. Ich suchte dahero die lächerlichste Art auf, um diese Gewohnheit recht verächtlich zu machen, und dem Verdienst das Ansehen, das ihm das Geld geraubet hat wieder zu geben. Hiezu wählte ich nun einige Charaktere. Aber unvermuthet zeichnete ich den Herrn Kriegscassier nach der Natur. Er liest das Sprichwort; er sieht sich; er wirft es weg. Itzt ist es um meine Sprichwörter geschehen. Er klagt, daß wenig gute Bücher ans Licht treten, und sagt mirs recht höflich ins Gesicht, und zwar nur Frag weise, meine Sprichwörter taugen nichts. Ich will nun seine Fragen kurz beantworten.

Warum kommen wenig gute Bücher heraus?

Das

Das ist, meines Erachtens, leicht zu entscheiden. Wenn alle Leute so dumm raisonirten, als wie der dicke Herr Kriegscassier, so würde kein einziges anzutreffen seyn, das man gut nennen könnte. Denn, unter uns geredt, mein lieber Herr Cassier, wo hätten sie doch eine vernünftige Kritick zu machen lernen sollen? Vielleicht beym Knaster, wenn sie für lange Weile ein Wochenblatt lesen, oder in der Coffestube? Das mag seyn. In ihrer Jugend haben sie sich über alle Schulpedantereien weggesezt, und das Alter ist für sie eine Zeit zum ausruhen. Ich glaube, wenn der gute Geschmack in den Wissenschaften, wie die Aemter, feil wäre, so wäre es möglich, daß sie selben gekaufet hätten. Sie haben in ihrem Leben nicht vier Bücher gelesen, wie hätten sie aber auch Zeit dazu finden können? Wenn sie einmal sterben, so fassen diese wenigen Worte, die man ihrem Grabsteine einä-

zen

zen sollte, ihre ganze Lebensgeschichte in sich:

Er. kam. zur. Welt.

aß.

Trank. schlief. nahm. ein. Weib.

und.

starb.

Und sie können sich beklagen, daß wenig gute Bücher herauskommen, sie, die vom dritten Theile nicht einmal die Titel können?

Unterdessen will ich die wahre Ursache entdecken. So schimpflich diese Frage unserm Jahrhunderte ist, das wahrhaftig an gelehrten und vortrefflichen Werken, großen, und erhabenen Genies vor vielen andern den Vorzug hat, so offenbar verräth sie die Unwissenheit jener, welche immer über den Mangel guter Bü-

cher klagen; weil es ihnen an Einsicht gebricht, den Werth eines Buches einzusehen. Denn, wer sollte nicht lachen, wenn man alle die Kritiken anhöret, die auch dem Scheine nach gelehrte Männer machen? Welche lächerlichen Vorurtheile entwickeln sich da? Vorurtheile der Zeit, und des Irrthums, des Schwulstes, und der Bosheit.

Timeon hört ein Buch rühmen; er verlangt es zu sehen. Aber Himmel, was das für unverständliche Wörter sind, ruft er auf! es ist ja sächsisch geschrieben — Was liegt daran, antwortet man ihm. Dieß ist die zierlichste Schreibart, die man besser gut, rein Deutsch nennet. Und zu dem ist dieses die Schreibart unserer Zeit, nach der man sich richten soll. Aber umsonst; Timeon läßt sich nicht bereden. Er wirft das Buch weg, und

schilt

schilt recht ärgerlich darauf. Er sagt: ma könne gar keine gute Bücher mehr schreiben. Nur der Namen sächsisch bringt ihn auf, daß er alle neuere Werke als schlecht verachtet.

Gargil, ein munteres Männchen, der alles weißt, nur das nicht, was er gelernet hat, schimpft unaufhörlich, kritisirt alle Bücher, von denen er weiter nichts als den Titel gelesen hat. Ein Poet, den er neulich hechelte, schickte ihm diese Verse zu:

Gargil ein Mann von seltnen Trieben
verwirft kurzum, was ich geschrieben.
Allein, was mich getröstet hat;
Er las ja nur das Titelblatt.

Stax ist viel vernünftiger. Er billiget das Gute, wo ers findet. Mangelt ihm

Zeit,

Zeit, das Werk selbsten zu prüfen, so giebt er, wenn ihm der Autor unbekannt ist, auf den Verleger acht; ist dieser berühmt, so läßt ers gelten. Allein man sage ihm den Namen eines Verfassers, auf den er einen Haß trägt, es sey gleich das Buch noch so gut: es hängt nichts zusammen; es ist alles matt, alles leer, nichts bewiesen, ewige eckelhafte Wiederhollungen; was doch der einzige Name kann! Ein loser Dichter reimte auf ihn also:

Mir zeigt in meiner Schrift Stax hier
das Matte, dort das Leere;

Gewiß, er fänd' es nicht, wenn Drull
der Autor wäre.

Noch ist Dorant übrig, ein süßer Herr. Dem gefällt gar nichts, wenn nicht Aurore, die roth geschminkte Schöne,

dem schlummernden Titan mit bepurperten Finger aus den eoischen Wässern winkt; damit eine Flamme, die aus den wirbelnden Rädern seines brennenden Wagens hervorschießt, auf die Erde gestürzt da zum Tage gerinne.

Ich melde nun nichts von jenen seltsammen Köpfen, die alles, was außer ihrer Sphäre ist, verwerfen. Eine Seuche, die unter Gelehrten nur allzugemein geworden ist. Nichts von jenen Thoren, die sich auf fremdes Ansehen stützen, und blos darum ein Werk verachten, weil es ein Mann, den sie für gelehrt halten, eben so macht. Es mangeln uns dahero gute Bücher nicht, sondern Kenner, die ihren Werth recht einsehen, und selbe mit Geschmack prüfen können. Man darf eben nicht ge-

lehrt

lehrt seyn, um ein Buch zu tadeln, aber ein vernünftiges Urtheil davon zu geben, ein Urtheil, das Stand hält, das ist ganz was anders, als sich diese leichten Kritiker einbilden.

Setze ich diese lächerlichen, und dummen Kritiker zusammen, so ist es freylich wahr, daß nach ihrem verderbten Geschmacke wenig gute Schriften an Tage kommen; allein Gott bewahre uns vor solchen Büchern, die nur unsre Schande, unsre Unwissenheit, unsern bösen Geschmack verewigen würden. Ich wünsche vielmehr, daß sich jene großen Männer, die an dem guten Geschmacke unseres Vaterlandes arbeiten, und deren heute Deutschland eine große Anzahl in allen Gattungen der schönen Künsten, und Wissenschaften zählet, nicht irre machen lassen, uns mit ihren

Schriften zu beehren, die, wie sie vom Beyfall dieser seichten, und abentheuerlichen Köpfen nur beschimpfet würden, desto größere Hochachtung von dem vernünftigern Theile erwerben.

Der Herr Cassier möchte noch die Ursache wissen, warum ich dieses Buch geschrieben habe? Ich könnte es ihm mit drey Worten sagen, aber vermuthlich versteht dieser Herr kein Latein, sonst hätte er die Absicht aus den Worten, Ridendo corrigo mores, leicht errathen können. Sind sie itzt zufrieden Herr Cassier? Das bitte ich noch: melden sie ihrer gestrengen Frau, daß, wenn sie mir meine Zunge läßt, ich ihr diese Gefälligkeit gern mit einem Aufsatz vom feinsten englischen Porcellan belohnen will. Ja, hören sie nur — nu, — ha — nun bin ich

wie-

wieder wache — welch ein Traum war dieses! — aber er ist zu Ende, und mit ihm meine Vorrede. In der That wüßte ich nicht, was ich wachender sagen könnte, das nicht schon in diesem Traume enthalten ist.; in diesem Traume, sage ich, der eben so systematisch aussieht, als des jungen Philosophen beste Welt. Mann kennt ihn schon diesen Stuzer. Der ists, der immer, wenn er aus zureichendem Grunde herdemonstrirt, pfeift, und sich auf seinen rothen Absätzen herumwirbelt; der nie gründlicher dociert, als wenn sein Magen leer ist, und ihn an die leeren Lücken dieses fast unermeßlichen Weltballes errinnert. Ich wollte gern noch eine Note auf das Wort philosophisch, das ich im Titel mit gutem Gewissen hätte weglassen können, hersetzen, allein ich fürchte den Zorn unsrer Modephilosophen

losophen, diese rachgierigen Geschöpfe, welch ein Spiel könnten sie mir anrichten! Ich sage nicht ein Wort mehr, als daß ich mich dir, geneigter Leser, und meine Schrift empfehle.

Ver=

Verzeichniß
der Sprichwörter.

I.

An Gottes Segen ist alles gelegen. Seite 1

II.

Witz kömmt nicht vor der Zeit. — 22

III.

Mehr Glück als Verstand. — — 36

IV.

Fremde macht Leute. — — 53

V.

Wie man lebt, so stirbt man. — 72

VI.

Geld regiert die Welt. — — 88

VII.

Aus Kindern werden auch Leute. — 114

VIII.

VIII.

Gut Ding braucht Weil. — — 133

IX.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. 162

X.

Man muß aus der Noth eine Tugend machen. — — — 185

XI.

Stolz kömmt vor dem Fall. — 205

XII.

Ein Erfahrner ist besser als zehn Gelehrte. 227

An Gottes Segen ist alles gelegen.

Ich bin, Gott Lob, nicht beschaffen, wie der größte Theil unserer heutigen Gelehrten, die itzt um Brod; itzt um Unsterblichkeit; niemals aber zum Besten der Welt, oder Privatnutzen eines einzelnen Staates schreiben. Noch mehr erzörne ich über jene gewissenhafte Quacker, welche, da die Welt noch ein bisgen frömmer war, nur den Namen eines finsteren, oder unbarmherzigen Sittenrichters davon trugen; heut zu Tage aber mit den Ehrentiteln eines träumenden Pfaffens, eines eigennützigen Pedantens, und lächerlichen Fanatikers prangen. Ueber diese Geschöpfe bin ich bitter böse, die sich so sehr

über den Verfall der Religion, über die Verderbniß der Sitten ereifern, und alles Unglück daher leiten, daß man der ewigen Vorsicht allen Einfluß auf unsere Handlungen abspricht; auf Gott, und seinen Segen kein Vertrauen trägt; alles der Einsicht und Kunst, oder den natürlichen Kräften zumißt. Alles muß Atheisterey seyn, und wenn sie, ihrem Vorgeben nach, auch Lasterhafte glücklich sehen, so geschieht dieses nur zur Strafe, weil auf der andern Welt sie eben darum noch schrecklichere Peinen zu erwarten haben. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich, und mein seliger Papa einmal einen solchen schwarzen Gesetzprediger besuchten, der eben am Pulte saß, und mit ängstlich gerunzelter Stirne den allgemeinen Gerichtstag auszifferte. Er brachte uns darüber so viele Beweisgründe bey, daß ich, als ein Knab von sechs und zwanzig Jahren, denn ich konnte damal schon lesen und schreiben, darüber nicht einmal zweifelte. Mein Papa ein auferbaulicher Christ, der nie heftiger lärmte, als wenn die Ostern annaheten,

ten, wo er die Gebothe der Kirche erfüllen sollte; sprach im Rückwege zu mir: Bub! ich sehe es an deiner hohen Stirne, daß du zur Autorschaft bestimmet bist. Im Grabe wollte ich mich noch umkehren, wenn du ein solcher Pietist werden solltest. Gott hat mich mit Reichthümern gesegnet, deren Erbe du nach meinem Tode seyn wirst — über dieses erschrack ich heftig, da ich sonst niemal ihn vom Segen Gottes sprechen hörete; denn er war Landrichter, und dieses mag eben genug seyn, warum er reich wurde. Nichtsdestoweniger folgte ich seiner Anleitung; und ich glaubte auch kein geringes Verdienst davon zu tragen, wenn ich meine Mitbürger von aller Schuld frey spreche, sie mögen hernach eine glückliche, oder unglückliche Rolle auf der Schaubühne dieser Welt spielen. Freylich wird es mich Mühe kosten, alle Einwürfe, die man mir deßwegen einstreuen wird, aufzuheben. Allein, ein Philosoph, wie ich bin, muß sich über diese Aengstlichkeiten lange wegsetzen; mir ist es schon genug, das Geheimniß entdecket zu

haben, daß Niemand an seinem Glücke, oder Unglücke Schuld trage, ohne die Laster, ohne die Gottlosigkeit zu Hilfe zu rufen, und dieses werde ich unmittelbar aus unserm Sprichworte, **An Gottes Segen ist alles gelegen**, herleiten.

Ich schreibe nicht um Geld; doch fließt mir durch diese geistreiche Erfindung kein geringer Vortheil zu. Ich bin der einzige Erbe meines seligen reichen Vaters; wenn ich aber nach dem Rathe vernünftiger Männer alles jenen zurück stellen sollte, die er vermög seines Amtes in den äußersten Armuth gestürzet hat, so bliebe mir, wie man zu sagen pflegt, kein Ziegel auf dem Dache.

Es ist wahr: dieser Gedanke machte mir oft den Kopf warm, denn, ich kann es zu meinem Ruhme melden, daß ich für einen Philosophen eben gewissenhaft genug bin. Allein diese Angst verschwand, so bald ich dem Sprichworte unserer alten Deutschen reifer nachspürte: **An Gottes Segen ist alles gelegen: ist dieser hin, ist alles hin.**

Kein

Kein Junker kann so stolz seyn, wenn er aus dem Moder des Alterthumes ein halb Dutzend müßige Ahnen für seine dumme Familie hervorzieht, als ich es war, da ich auf diesen glücklichen Einfall gerieth! Freylich dient er vorzüglich zu meiner Beruhigung; allein, dieses zu denken, soll Niemand das Recht haben, weil ich mir die Ehre eigen machen will, für das Wohl meiner Mitbürger gearbeitet zu haben. Wie viele, die durch unrechtmäßige Wege zu Reichthümern gelanget sind, werden itzt in deren Besitze ruhig bleiben können, wenn sie es überlegen, daß der Segen Gottes sie mit selben überschüttet habe? Der Segen Gottes sage ich, an den sie immer zum letzten denken ohne sich über das Geschrey der Unterdrückten zu bekümmern, denen nichts, als Geduld zur Brustwehre übrig bleibt, weil sie ohne Gottlosigkeit wider die Vorsicht sich nicht auflehnen dürfen, daß sie die Hände der Mächtigern mit so langen Fingern gesegnet, die alles, als ihr Eigenthum an sich reissen.

Dieser Gedanke ist zwar ziemlich kühn, und läuft der gesunden Sittenlehre gerade zuwider. Die Vorsicht des ewigen und gerechtesten Herrschers der Welt leidt dabey nicht wenig, die alles nach Maaß und Gewicht angeordnet hat; die jedem das Seinige zu lassen durch die strengsten, und deutlichsten Gesetze befiehlt, und einschärfet. Aber das verschlägt mir nichts; es ist doch immer besser ein wenig Vorsicht zuzulassen, als sie vom Grunde wegläugnen. Ein System in der heutigen Philosophie, so parador, und widersprechend es auch immer seyn mag, wird, wenn man seinen Vortheil dabey findt, immer, als ächt und gut aufgenommen; sey es, daß die Religion dadurch untergraben wird. Diesem ungeachtet behaupte ich doch, trotz allen Sittenrichtern, daß ich sehr christlich denke. Meine Beweise gründen sich auf einen Satz, der der Religion durchaus nicht zuwider läuft, welcher der ewigen Vorsicht angemessen ist, und den unsere Voraltern bey allen Geschäfften im Munde führten, und uns selben, als ein Sprichwort hinter-

hinterlassen haben. An Gottes Segen, sagten sie immer, ist alles gelegen: ist dieser hin, ist alles hin. Meine Gedanken hierüber sind gewiß so christlich, als mans von einem Projectanten vermuthen kann. Den verdächtig Reichen, oder, was eines ist, den privilegirten Räuber heiße ich ruhig seyn; den Armen, nach der methodischen Redensart hätte ich sagen sollen den Unterdrückten stelle ich zufrieden; den Schwelger, Modemann sagt man heut zu Tage, der das Seinige durchprasset hat, den spreche ich von aller Schuld frey, daß er sich in so dürftige Umstände gestürzet hat. Wer hätte es sich wohl zu Sinne kommen lassen, daß in diesem Sprichworte so wichtige Wahrheiten verborgen lägen? Aber desto mehr werde ich Ehre einlegen, wenn ich einmal der Welt die Augen öffne, und ihr zeige, daß Religion und Gerechtigkeit von ihrem Runde noch nicht entflohen sey. Ich schreibe nicht um Unsterblichkeit, wie gesagt, ich besorge mich um die Ehre meiner Mitbürger, die mir eben so nahe am Herzen liegt, als die meinige.

Wer darf es wagen, so kühn in den Tag hinein zu schreiben, daß man in diesen verworrenen, und philosophischen Zeiten mehr auf die eigenen Kräfte, Kunst, und Einsicht baue, als auf den Einfluß der Vorsicht? daß man Gott an unseren Handlungen keinen Theil nehmen lasse, gerade, als wenn wir seiner Hilfe nicht bedürften? daß das Sprichwort: *An Gottes Segen ist alles gelegen*, unter uns veraltet, und unbrauchbar geworden sey, weil wir unsere wichtigsten Geschäffte ohne Gott anfangen, ohne Gott fortführen, und ohne Gott zu Ende bringen? Stolz auf unsere Fähigkeiten, die aus eitel List, und Betrug zusammengesetzet sind. Wer so träumet, der muß sich in der Welt gar nicht umgesehen haben. Freylich ist der Eifer in der Religion, wenn man ihn zu jenem unserer Voraltern hält, ziemlich unterschieden; allein dieser Unterschied gründet sich nur auf Zufälligkeiten, die, meines Erachtens, gar nicht bedenklich sind. Man betrachte einmal unsere Zeiten, und jene unserer seligen Voraltern. Es läßt sich nicht

läug=

läugnen, daß, ehe sie eine Handlung, oder wichtiges Geschäfft unternahmen, sie immer Gott um seinen Segen angeflehet haben; ihre Frömmigkeit, ihre Unschuld in den Sitten, ihre Genauigkeit in der Religion, ihr festes Vertrauen auf die Güte Gottes, ihr aufrichtiges Betragen gegen den Nebenmenschen versprachen ihnen ohnfehlbar den Beystand Gottes. Gelung es ihnen aber nicht, das ausgesteckte Ziel zu erreichen, so unterwarfen sie sich der Vorsicht, und glaubten sicher, es wäre der Willen Gottes, daß es ihnen mislingen soll. Und aus diesem entstund das Sprichwort, das sie uns erblich hinterlassen: **An Gottes Segen ist alles gelegen: ist dieser hin, ist alles hin.**

Es ist einmal nicht zu verantworten, daß man uns um alle Religion bringen will, als sprächen wir dem Segen Gottes alle Wirklichkeit ab; nur darum, weil wir unsere Geschäffte ohne Anrufung des Beystands Gottes anfangen. Wer ein wenig Witz hat, er muß eben noch kein Philosoph seyn, wird leicht

einsehen, daß dieses eine recht unverschämte Lüge sey. Alles ist bey unsern Zeiten Segen Gottes, wo man immer hinsieht; ja, ich getraue mirs zu sagen, daß wir in diesem Stücke unsere frommen Ahnen noch weit übertreffen. Ihre Einfalt; ihre ungeschärfte Vernunft; ihre natürliche Dummheit; ihre kurze Einsicht zwangen sie wohl, in jedem Unternehmen die Hände zu falten, um den Segen des Himmels zu erringen, itzt ist alles verfeinert; was durch künstliche Ränke erbeutet wird, das ist Segen Gottes. Was durch Pracht und Unmäßigkeit verschwelget wird; das ist ohne Schuld verlohren gegangen; denn ist der Segen Gottes hin, so ist alles hin. Und was kann der Mensch davor, wenn ihm Gott seinen Segen entzieht? Die guten alten Deutschen waren so einfältig fromm, daß, ehe sie was unternahmen, Gott um Gedeihung dazu bathen; itzt aber kömmt der Segen Gottes erst nach, und muß, je nachdem das Unternehmen ausgefallen, sich zeigen, oder gar ausbleiben, ist das nicht galant? Eine Ehrensäule wäre für diese glück-

liche

liche Erfindung nicht zu viel; aber erst nach meinem Tode; denn ich habe meine gute Ursachen warum.

Harpax ein reicher, und gutthätiger Mann, der alles, was er vermissete den Dürftigen ausspendete; doch will man gewiß wissen, daß er in seinem Leben kaum etliche Dreyer entbehren konnte. Kurz! Harpax ein Mann von Millionen. Denn er war Weysenpfleger, und das ist genug. Es ist kein Weys im ganzen Lande, den er nicht amts= und pflicht=mäßig um das Seinige gebracht hatte; und dennoch will er der Vater der Armen heißen, und das mit Recht; denn würde er nicht Weysenpfleger gewesen seyn, so würde man etlich Duzend weniger Arme zählen können. Sein Haus ist mit Versätzen, und Pfändern der Dürftigen angestopft, dagegen er immer den halben Preis an baarem Gelde darlegt, und, wer könnte barmherziger, und gewissenhafter handeln? so nimmt er in jeder Woche für einen Gulden nicht mehr, als 6 Blafert Zinse an. Das thut kein Jude nicht, aber von einem Christen läßt sich immer mehr hoffen.

Bis auf sechzig Jahre hatte sich dieser theure Mann unter so drückenden Geschäfften hinauf geschwungen; itzt ist er entschlossen sein mühsames Amt seinem Sohne zu übergeben, um das Wenige, was er besitzt, in Ruhe zu genießen. Das gute Kind hat alle Fähigkeiten dazu, und wenn er nicht bey Zeiten der Gerechtigkeit in die Hände fällt, so kann ers noch höher, als sein Herr Papa bringen. Ich erstaunte Anfangs über die Verwünschungen, über die Flüche, mit welchen der Pöbel den alten Harpax überschüttete. Ich selbst war leichtgläubig genug, ihn für einen ungerechten Mann zu halten, der sich mit Schweiß der Armen auf eine unmenschliche Art nährete, der durch seine geheimen Diebereyen etwas mehreres, als den Galgen verdienet hätte. Ich verabscheuete ihn, als ein Ungeheuer, das desto gefährlicher, je mehr ihm sein Amt Gelegenheit verschaffte, freyer, und ungestrafter zu rauben. Allein ich fand mich betrogen, so bald ich die Ehre hatte, ihn näher kennen zu lernen. Ich freute mich ungemein, einen so

vor=

vortrefflichen Beweis für mein neues System gefunden zu haben, das uns so deutlich überzeuget, daß das Sprichwort der alten Deutschen: **An Gottes Segen, ist alles gelegen,** unter ihren Nachkömmlingen noch nicht erloschen, und der Segen Gottes heut zu Tage nicht unter die unnützen Dinge gezählet werde. Denn betrachten wir einmal den **Harpax**, diesen Vater der Armen, wenn er ruhig, und zufrieden in seinem Sessel sitzt; seine Schätze mit einer Brille auf der Nase durchwühlet, und geben wir auf seine Mienen, und Worte genau Achtung. Mit dückischen Blicken schielt er gen Himmel, und danket Gott, daß er ihn mit solchen Reichthümern gesegnet hätte. Alles ist itzt Segen Gottes, was er durch List, und Ränke erworben. Ja, er sagte es mir mehr, als einmal, selbsten; daß aller Fleiß unnütz angewandt werde, wenn Gott seinen Segen nicht dazu giebt. Er ereifert sich fast zu Tode, wenn er Menschen sieht, die bey der härtesten Arbeit dennoch schmachten müssen, weil er glaubt sie fleheten Gott um seinen Segen

nicht.

nicht. Er flehete zwar auch niemals um ihn. Er ist ohne Gott reich geworden, aber ohne Gott kann er nicht reich bleiben. Denn wenn er den Segen des Himmels itzt nicht zu Hilf rufte, was würde aus unserem Harpax werden? Würde ihm sein Gewissen nicht sagen, was du besitzest ist Raub — allein Harpax antwortet gründlich: Nein, spricht er, es ist Segen Gottes. Dieser muß ihn beruhigen, eine eitle Beruhigung! aber wenn man einmal so boshaft als Harpax geworden ist, so ist sie stark genug. Ich rathe unsren unbarmherzigen Moralisten sie möchten dieses Gemälde ein wenig reifer überdenken. Sie werden gewiß nicht mehr so strenge seyn, und unsren philosophischen Zeiten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß nicht nur allein dieses Sprichwort seinen Gebrauch beybehalten habe, sondern vielmehr erweitert worden sey.

Ich selbst kann mich in diesem Stücke zum Zeugnisse vorlegen. Denn ich weis es am besten, wie viel mich der Segen Gottes seit fünf und zwanzig Jahren gekostet habe. Es

war

war kein Geburtstag, kein Namensfest, wo die hungrigen Musensöhne mich nicht ihren Mäcenaten nannten, und über meine zahlreiche Familie durch ganze Myriaden den fetten Thau des Himmels mit jedem möglichen Segen der Wohlfahrt, und des Glückes geschwängert herab träufeln ließen. Was konnte ich anders thun, als ihre hungrige Kehlen mit etlichen Dreyern stopfen zu machen. Sie wußten eben wohl, wie viel mir an dem Segen Gottes gelegen wäre, ohne welchen mich mein Gewissen in kurzem zum Bettler machen würde; denn mein seliger Vater — ich mag nicht reden. Unsre alten Deutschen gebrauchten sich dieses Sprichwortes nur in sehr wichtigen Geschäfften, und fleheten Gott mit gefalteten Händen um seinen Beystand an. Heut zu Tage ist es gar unter die nichts bedeutenden Complimenten gekommen, und behält doch seine nämliche Wirkung. Ein neues, und zwar sehr kräftiges Beweisthum, daß wir so gute Christen sind, als sie es waren. Arist will die große Welt besehen; er will seine Einsicht schär-

fen,

fen, seine Kenntniß erweitern; aus den verschiedenen Gebräuchen fremder Nationen das beste herauswählen, um seinem Vaterlande jene nützliche Dienste leisten zu können, die man in der Rückkehr von seiner Person hoffet. Alle Anstalten werden vorgekehret, damit Arist bequemlich reisen möge. Aber an Gott ward nicht gedacht; seine Güte wurde nicht angerufen, er möchte Aristen auf seiner Reise schützen, er möchte ihn segnen. Was war wohl natürlicher, als dieses? Bey vielen Geschäfften vergißt man Gott sehr leicht. Wenn das übrige gut angeordnet ist, so wird sich dieses schon geben. Arist reiset also, und da sich dieses liebe Kind schon wirklich in den Reisewagen eingepacket hatte, ruften die umherstehende Aeltern und Freunde ihm noch zu: **Gott müsse ihre Reise segnen, Arist!** Ich stutzte über diese Worte, und glaubte, daß sie nur ein Compliment wären, daß mehr nichts zu bedeuten hätte, als: Reisen sie wohl Arist! und kommen sie wieder wohl nach Hause. Allein es ware im ganzen Ernste gemeynt, er kehrete zurück,

dieser

dieser hoffnungsvolle Jüngling, und ich erstaunte, da ich die Wirksamkeit des göttlichen Segens erblickte, den seine Freunde und Aeltern ihm, da er das väterliche Haus verließ, nur Complimentsweise nachschrieen. Denn Arist kam dümmer nach Hause, als er abgereiset war; und seine Aeltern wurden mit Enkeln gesegnet, die sie noch lange nicht gehoffet hätten. So fruchtbar ist der Segen Gottes, wenn man selben auch nur aus Mode anrufet, oder auch aus Unachtsamkeit, vielleicht weil man in der Jugend daran gewöhnet worden, und noch nicht so weit hat kommen können, daß man gar alles Christliche vergessen hätte. Wer diese Wahrheiten nicht einsieht, und immer noch darauf bestehet, daß wir mehr auf unsere Kunst, und Einsicht bauen, als auf die Allmacht, und Vorsicht Gottes, und uns nicht mit einer heiligen Einfalt, wie unsre selige Voraltern, seiner weisen Leitung überlassen, der muß ein finsterer, und pietistischer Kopf seyn. Ich bin überzeugt, und meine Leser werdens auch seyn, daß wir sie noch in vielen Stücken

übertreffen. Man besuche nur Gesellschaften. Alle Erzählungen werden mit den rührenden Worten ihr Ende nehmen: wie Gott will; oder: es war der Wille Gottes nicht. Ich hatte erst gestern mit **Leandern** ein herzliches Mitleiden, der sein Schicksal mit den lebhaftesten Zügen schilderte. Er war ein Herr von ansehnlichem Vermögen; vor allem ein auferbaulicher, frommer Christ; denn, wie man mich versichern will, so hatte er gar keine Religion und glaubte mehr nicht, als ihm bequem und faßlich war. Er liebte Pracht und Verschwendung, und durchpraßte in einem Tage mehr, als er in vielen Jahren nicht gewinnen konnte. Er häufte Schulden auf Schulden, und schwärmte noch immer fort. Auf einmal nahmen die Gläubiger ihm seine Güter hinweg; und **Leander**, der reiche **Leander**, ward, ehe ers vermeynte, ein Bettler, dem kaum ein schlechtes Kleid auf dem Leib übrig blieb. Ist **Leander** Schuld daran, daß er sich itzt in so armseligen Umständen befindet? Alle werden ja sagen; alle werden ihm, und seinem zügellosen

Leben,

Leben, seinen Ausschweifungen, seiner Verschwendung die Schuld zurechnen; aber alle irren sich, und keiner sieht genugsam den Verstand unseres Sprichwortes ein. **Leander** kann sich gründlich entschuldigen. Ist der Segen Gottes hin, so ist alles hin, und **Leander** hatte den Segen Gottes gewiß nicht. Bin ich so glücklich diesen ehrlichen Mann, denn ich allein habe mich noch seiner erbarmet, an die Stelle eines Pachters zu bringen, so verspreche ich ihm ohnfehlbar in kurzer Zeit den Segen Gottes wieder, wenn er nur gewissenhaft genug ist, seinen Herrn um den halben Theil der Einkünfte zu betriegen, daran es sich kaum zweifeln läßt.

Ich habe nun unseren strengen Sittenrichtern practisch dargethan; und ihnen gezeiget, wie ungerecht, und verläumderisch ihre Einwürfe seyn; mit welchen sie uns alle Religion absprechen wollten; als wären wir von dem Pfade unsrer Voraltern abgewichen, und vernachläßigten das schöne Sprichwort, das wir ihrer Frömmigkeit zu verdanken haben. Nein! wir gehen ihnen in diesem Fal-

le noch vor. Sie waren zu einfältig den wahren Verstand dieses Sprichwortes nach seinem ganzen Umfange einzusehen. Sie überliessen alle ihre Geschäffte der Vorsicht. Sie machten mit einer heiligen Einfalt keine Ausnahme, zum Wichtigen eben so, wie zum Geringen bathen sie den Himmel um seinen Segen und Beystand. Itzt, Gott Lob, ist man viel witziger, man zergliedert eine Sache so lange, bis sie nützlich wird. Sey es, daß es ein wenig ketzerisch herauskömmt, das muß ein Philosoph nicht achten. Der Staat muß auch seinen Vortheil haben. Religion bleibt allemal Religion; und wenn man durch leichte Mittel aus Lasterhaften Tugendhafte bilden kann, so wächst ihr Ehre genug zu. Ich sage dieses nicht darum, als wollte ichs jenen wehren, daß sie sich nach dem Beyspiel unserer frommen Vorfahrern genau an dieses Sprichwort binden sollten. Nein! dieses heisse ich vielmehr gut, und christlich handeln. Ich rechtfertigte nur meine Mitbürger von jenen ungerechten Vorwürfen, die man uns macht, daß wir alles,

ohne

ohne Gott um seinen Segen zu bitten, unternehmen. Dieses läugnete ich, und demonstrirte das Gegentheil gründlich genug. Wenigstens zweifle ich nicht daran, und wer so christlich denkt, wie ich, der wird mir gewiß seinen Beyfall schenken.

Mein seliger Vater, tröste ihn Gott, würde für Freuden weinen, wenn er diese Abhandlung lesen sollte. Denn niemand hätte den Segen Gottes in oben angeführtem Verstande nothwendiger, als er, nachdem er fünfzig Jahre ohne Segen Gottes das Land, und seinen Fürsten betrogen, und sich Reichthümer gesammelt hatte, die er nicht besitzen mochte, ohne den Segen Gottes zu Hilfe zu rufen, das heißt, unter falschem Vorwande sich eine schwankende Ruhe zu verschaffen. Mit einem Worte: der Gebrauch dieses Sprichwortes ist unter uns eben so häufig, als er es bey unsern frommen Voraltern war, aber in einem ganz andern Verstande, in viel heiligeren, und christlicheren Absichten, wie ich nur eben gezeiget habe.

Witz kömmt nicht vor der Zeit.

Ich bin mit mir selbst nicht einig über den wahren Verstand dieses Sprichwortes. Heißt es etwann so viel, als müßte man gewisse Jahre erwarten, in welchen man, ohne daran zu denken, ja, sogar ohne alle Vorbereitung, mit Witz, Einsicht, Klugheit, und Verstand überfallen wird, so bin ich damit sehr unzufrieden. Denn, wie man zu sagen pflegt, Schwaben werden erst in vierzig Jahren witzig. Ich bin ein Schwabe, sechs und zwanzig Jahre alt, und schon Autor: wer ist aber so kühn, einem Autor allen Witz abzusprechen? Meine Amme hat es mir erst noch vor einem Jahre erzählet, daß, da

meine

meine Mutter gesegneten Leibes war, ihr eine alte Wahrsagerinn prophezeiet habe, sie werde ein gelehrtes Kind zur Welt bringen, ich fühle auch solche Anfälle des Witzes, ohngeachtet ich noch weit von dem vierzigsten Jahre entfernet bin, daß ich mit gutem Grunde glauben kann, diese Prophetinn habe die Wahrheit geredet. Es ist also eine ausgemachte Sache, daß dieser der ächte Verstand unseres Sprichwortes nicht sey, wenigstens liegt meine ganze Ehre daran, daß ers nicht seye. Und meine Leser werden so gefällig seyn, mir in diesem Stücke vollkommen beyzupflichten, oder ich demonstrire sie alle mit drey Worten zu Thoren und Wahnwitzigen. Soll es aber anzeigen, daß mit den kommenden Jahren der Witz zunehme, nachdem man vorhero nicht müssig gegangen, sondern den Verstand in jugendlichen Jahren durch nützliche Unterrichte mit schönen Wissenschaften ausgebildet hat; so hat dieses Sprichwort nicht nur seine Ausnahmen, sondern passet unsern Zeiten gar nicht mehr; weil das Kind in der Wiege schon witzig ist; wie von mir

ein halbes Dorf zeugen kann, daß ich es war. Ich will mich selbst nicht rühmen, allein unser Herr Pfarrer hat es mir doch schon tausendmal gesagt. Man würde also besser lesen: **Witz kömmt vor der Zeit.** Sonst sähe ich nicht, wie dieses Sprichwort in unserm aufgeklärten Jahrhundert seinen Werth behalten könnte, da ihm doch die tägliche Erfahrung so dreiste widerspricht.

Ich will eben unsre alten Deutsche keines Fehlers beschuldigen, warum sie sprachen: **Witz kömmt nicht vor der Zeit.** Sie mögen ihre Ursachen darüber gehabt haben; daran niemand vernünftig zweifeln wird. Das von Barbarey, und Unwissenheit umwölkte Zeitalter, darinnen sie lebten, hatte den stärksten Einfluß in ihre Sitten, und wo diese rauch, und ungeschliffen sind, da läßt sich gewiß kein Zäserchen Witz erwarten. Mit einem Worte, einfältige Aeltern konnten gewiß keine witzigen Kinder erzeugen, sie mußten dahero geduldig auf jene Jahre warten, wo sich dieser Nationalfehler, (wenn ich mich so ausdrücken darf) von selbsten verbessern würde.

würde. Und dieses mag ihnen Gelegenheit zu unsrem Sprichworte gegeben haben. Es ist auch eben so gewiß, daß wir das Wörtchen, Witz, in einem ganz zerschiedenen Verstande nehmen, als sie. Bey ihnen war nur der ein witziger Mann, der schon das bestimmte Alter erreichet hatte. Der sich durch Handlungen auszeichnete, aus denen Erfahrung, und Klugheit redeten. Und eben dieses macht mich glauben, daß dieses Wort nur in Kenntniß des Hauswesens, des Feldbaues, und der Aufrichtigkeit in Handlungen, die Gott, sich, und den Nächsten betrafen, bestanden habe. Itzt giebt man sich mit solchen Kleinigkeiten nicht mehr ab. Das wäre auch gar zu niederträchtig für aufgeklärte Zeiten. Witzig seyn, heißt eine anständige Verbeugung machen können; muntere Einfälle haben, wenn sie schon Ehre, und guten Namen packen, oder so schmuzig aussehen, als man selbe von einem graubärtigen Martissohn kaum hätte erwarten können; den Nächsten auf eine künstliche Art beleidigen, betrügen. Kurz! auf eine anständige Art ausge-

lassen seyn, das ist witzig. Man kann es zu unsrem Ruhme sagen, daß wir in diesem Stücke unsre alten Deutschen weit übertreffen, die so lange auf den Witz warten mußten, welchen itzt unsre Jugend in den ersten Jahren erblich erlanget. Sie nahmen zwar dieses Wort in einem ganz andern Verstande, allein, was thut dieß zur Sache? Sie waren auch einfältiger, als wir. Witz bleibt Witz: und da er nun vor der Zeit kömmt, so ist dieses ein Vorrecht der Natur, das uns die Mühe in Erziehung der Jugend, um sehr vieles erleichtert.

Sejus ein einfältiger, dummer Mann. Fünfzig Jahre sind schon über sein Haupt hingeflogen, und Sejus ist noch eben so dumm, als ers mit zehen Jahren war. Er verwaltet zwar sein Amt mit einer Treue und Klugheit, die in unsern Zeiten, als eine Seltenheit, verdienet bewundert zu werden. Aber Sejus ist dennoch dumm. Sylvia seine junge Gemahlinn hat es mir schon öfters mit den beweglichsten Ausdrücken geklaget. Sejus hält zu viel auf die alte Mode, er will

seinen Knaben, mit dem Gott seine Ehe gesegnet, und der itzt eben das zehnte Jahr seines Alters antritt, zu einem rechtschaffenen Manne erziehen, und denkt nicht einmal, daß sein Sohn wirklich klüger ist, als er. Er bestrafet Fehler an ihm, die keine Fehler, sondern Wirkungen des Witzes heut zu Tage genennet werden. Der dumme, der altväterische Sejus, sollte er nicht wissen, daß der Witz in unsern Tagen vor der Zeit sich sehen läßt? Mißt er die Ausschweifungen seines Kindes an jenen seiner eigenen Jugend ab, für welche er so oft die Ruthe gefühlet hat, so muß er wissen, daß er schon fünfzig Jahre überlebet, und in seiner Jugend sich noch das alte Sprichwort, **Witz kömmt nicht vor der Zeit**, wahr gemacht habe. Ich muß es Sylvien, seiner Gemahlinn, zur Ehre nachsagen, daß sie von der Wahrheit des Sprichwortes, wie es unsern Zeiten anpasset, gänzlich überzeuget seye. Alles ist Genie, alles Witz an ihrem Söhnchen. Das gute Kind, sagte sie einsmal zu mir, hat mehr Verstand, als zehn Rechtsgelehrten.

Den=

Denken sie nur; unsere große Magd," das grobe Mensch, war kühn genug, da er sie kaum etwelchemal mit der Peitsche geschlagen, ihn hastig anzufragen, wie lange werden sie noch so kindisch thun? Aber hören sie die Antwort: flink nahm er die Neherame, die ihm just zur Hand lag, und warf sie ihr an Kopf. Ich mußte recht herzlich über die schnelle, und unverhoffte Entschliessung lachen, die gewiß etwas mehrs, als Strohe in seinem Hirn voraus setzet. Er hat die muntersten Einfälle, die recht zum lachen geschickt sind. Gestern betrachtete er sich vor dem Spiegel, mit recht majestätischen, und vielsagenden Minen besah er sich vom Fusse, bis zum Kopf. Endlich kehrete er zu mir, und fragte, Frau Mutter! Sejus wird doch mein Vater nicht seyn? — Keine Ader habe ich von ihm! — Was das für eine Frage war! ich konnte ihm vor Lachen nicht antworten! — Handelt Sylvia nicht klüger, als Sejus? Ohne zweifel! Sejus, wenn er seinen Sohn zu einem nützlichen Bürger bilden wollte, müßte allen Folgen des ange=

angebohrnen Witzes vorbeugen; aber alsdann würde sein Kind kein artiges, und witziges Herrchen mehr seyn. Sylvia weißt es besser, wie man sich in der Welt durchbringen muß. Die Ausschweifungen ihres aufgeräumten Schalken kommen nicht aus Bosheit des Herzens, sondern aus dem von der Mutterbrust gesäugten Witze her, sie sind also durchaus untadelhaft, ja, wohl gar rühmlich. Und was ist natürlicher, als diese Folge? **Witz kömmt vor der Zeit.** Sylvia schließt daraus beynahe so richtig, als der gründlichste Philosoph, — Mein Sohn hat ohne lange Ueberlegung der großen Magd die Neherame an den Kopf geworfen; ist dieses nicht vernünftig gehandelt? Sogar fraget er mich, nachdem er sich ein bisgen im Spiegel umgesehen hatte, Sejus wird doch mein Vater nicht seyn? Wer hätte wohl diese gelehrte Frage von einem Knaben, der noch nicht zehen Jahre alt ist, erwarten können? — Ich gestehe es; Sylviens Philosophie ist gründlich. Eine vernünftige Mutter würde diese Frage mit der Ruthe beantwortet haben;

aber

aber Sylvia ist damit sehr wohl zufrieden, und freuet sich, daß ihr Söhngen ein so vortrefflicher Beweis des verbesserten Sprichwortes geworden ist; Witz kömmt vor der Zeit. Wenn ich die Ehre habe, diesen Knaben im männlichen Alter noch zu kennen, so zweifle ich keines wegs, daß sein unzeitiger Witz seinen alten dummen Vater eben auch noch klug machen werde. Der ehrliche Sejus wird gewiß fragen, dieser wird ja wohl nicht mein Sohn seyn? Sylvia mag alsdann die Antwort geben. Mit fünf Worten ist allem abgeholfen: **Witz kömmt vor der Zeit.**

Ich weis es nicht, warum es vielen so schwer scheint, das Genie, den Hang, die Fähigkeiten zum künftigen Beruf eines Knabens schon in den ersten Jahren zu bestimmen. Wer den ächten Verstand unsers Sprichwortes genau einsieht, dem muß es gar keine Mühe kosten, alles dieses untrüglich zu errathen. Unser gnädiger Herr hat diesen Kunstgrif entdecket. Der junge Baron schießt einen Hasen im Laufe, und das mit freyer Hand, ohngeachtet er erst das

eilfte

eilfte Jahr erreichet hat. Er prügelt, wenn es ihm just so einfällt, die Bediente edelmännisch, und flucht beynahe so gut, als der alte Stallknecht. Irret sich aber der gnädige Papa, wenn er schließt, das junge Herrchen würde einstens das Muster eines rechtschaffenen Regenten abgeben? da er schon so frühe jene Fähigkeiten blicken läßt, die wir nicht ohne Ursache an erwachsenen, und wirklich regierenden Gnaden bewundern? Wer anders denket, der muß ein alter Deutscher seyn, und behaupten, daß Witz nicht vor der Zeit kömmt, welches heut zu Tage nicht einmal mehr wahrscheinlich ist.

Ich gehe nie ohne Ehrfurcht an dem jungen Officier Verontas vorbey, den man gewiß das Schrecken der Bauren nennen kann. Sein Vater bemerkte diesen Heldenmuth sehr frühe. Der hoffnungsvolle Knabe schlug einem armen Kind eine Wunde an Kopf. Der Vater, so dieses sah, prophezeiete den jungen Verontas schon zu einem Helden, welcher dem Staate zu Feld nützliche Dienste leisten würde. Wirklich ist Verontas ein berühmter

rühmter Krieger. Er hat zwar noch keinen Feind gesehen: aber desto empfindlicher fühlen seine Untergebne, und jene, bey denen er Quartier hält, den kriegerischen Witz, den sein Vater lange voraus gesehen hat.

Meine Mutter war eben auch eine so kluge Prophetinn. Ich stahl in meiner Jugend unserm Nachbarn ein Huhn. Zum Unglücke wurde ich auf der That erhaschet: aber ich läugnete alles so gründlich, daß meine Mama sich der Zähren nicht enthalten konnte. Kind, rufte sie etlichemal mit vielem Troste auf, Kind, du giebst einen vortrefflichen Advocaten ab! Hätte ich diese glückliche Vordeutung nicht selbsten, und zwar aus erheblichen Ursachen, vereitelt, sie würde ohne Zweifel in ihre Erfüllung gekommen seyn.

Allein, warum soll der junge Baron ein guter Regent, Berontas ein Krieger, und ich ein Advocat werden? warum läßt sich dieses alles so zuversichtlich voraussagen? Die Auferziehung hat gewiß keine Schuld daran. Es muß also Witz seyn, der sich unser vor der Zeit bemächtiget hat: ich zweifle

le dahero nicht, meine Leser werdens genugsam einsehen, mit wie vielem Grunde ich das Wörtchen nicht aus dem alten Sprichworte hinweg gelassen habe. Ich kann es auch nicht fassen, warum noch einige Aeltern (bey vielen ist dieses nicht mehr Mode) so altfränkisch mit ihren Kindern umgehen, und so viele Sorgen dahin wenden, um ihren Verstand auszubilden. Man überlasse sie sich selbsten; der frühe Witz wird alles aus ihnen stalten, was einstens zu ihrer Beförderung nöthig seyn wird. Einen guten Regenten; einen tapfern Kriegsmann; einen rechtschaffenen Bürger; einen beredten Advocaten. Ich, Berontas, Sylviens Söhnchen, und der junge Baron sind überzeugende Beweise dieser Wahrheiten. Erziehung hin, Erziehung her, das sind lauter Possen! man hat es erfahren, daß dieser pedantische Zwang die Kinder nur schüchtern, und gar zu gewissenhaft mache, oder wenn es viel war, zu guten Christen bilde. Dieser Vortheil ist der Religion nicht mehr so beträchtlich. Das Kind bringt dieses mit zur Welt. Der Sohn

glaubt mehr nicht, als der Vater; und das Töchterchen mehr nicht, als die galante Mutter. Dazu aber, deucht mich, bedürfe man keines Witzes: und eben daher läßt sich es practisch genug erweisen, daß jener Witz, der gleich mit dem aufgehenden Vernunftslichte anrückt, sich auf die Religion nicht erstrecke, sondern nur das Muntere, das Lebhafte, das Artige, welches unsere Moralisten aus Dummheit, oder unzeitigem Eifer Ausschweifung nennen, umgränze: und dieses allein, glaube ich, verstehe man unter dem Wort **Witz**. Wer uns also das Beyspiel der alten Deutschen unter die Nase setzt; die mit so großer Sorge über die Erziehung ihrer Kinder wachten, der muß wissen, daß sich die Zeiten ändern, und daß es ihnen zur Nothwendigkeit geworden, weil ihre Kinder viel dümmer als die unsrigen waren. Witz, sagten sie, kömmt nicht vor der Zeit. Heut zu Tage ist es gerade umgekehrt. Warum? wer eine gründliche Ursache dieser Veränderung fodert, der mag selbsten nachsinnen; ich weis keine, und bin gar nicht aufgestellt,

mich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben. Genug, daß ich auf eine überzeugende Art erprobet, daß in unsern Zeiten das Sprichwort der Alten heissen müsse: **Witz kömmt vor der Zeit.**

Mehr Glück, als Verstand.

Trotz dem, der nur ein Wörtchen darwider einstreuet! Die Erfahrniß lehret es täglich, wie wahr dieses Sprichwort sey. Es ist eine Schande, daß wir es in unsern aufgeheiterten Zeiten noch nicht einsehen, wie gründlich unsere Ahnen gesprochen: **Mehr Glück, als Verstand.** Man betrachte aus diesem Gesichtspunkte alle Zufälle der Menschen, die uns so oft in Erstaunung setzten, man wird es leicht abnehmen, wie wenig Verstand erfodert werde, um glücklich zu seyn. Unsre Verwunderung wird aufhören, wenn wir einen vornehmen Thoren erblicken, der ohne Verstand sich auf jene Ehrenstufe hinauf geschwungen, so bald wir überzeuget sind, daß das Glück den Verstand in sehr vielen Zufällen überwiegt. Verstand hin, Verstand her! mangelt das Glück, so läßt

sich

sich nicht vieles hoffen. Wie oft muß ich die ungerechten Klagen hören, daß man immer unerfahrne, dumme, leere Köpfe einsichts- und verdienstvollen Männern vorzöge; daß Eigennutz, Parteylichkeit, oder andere niederträchtige Absichten die Wahl bestimmen, wo nicht selten die Unwissenheit erhöhet, und das Verdienst in Staube getreten wird. Ich nenne diese Klagen ungerecht, und werde es auch zeigen, daß sie in der That ungerecht sind, so bald ich den Sinn unseres Sprichwortes: **mehr Glück, als Verstand,** werde erkläret haben.

Wer sich aus den Banden der Vorurtheilen loszuwinden suchet, der geräth oft in Irrwege, besonders wenn er sich seiner eigenen Einsicht überläßt. Ich weis es, wie abenteurlich einige denken, wenn sie unser Sprichwort hersprechen hören. Sie glauben, man schreibe alle Glückeswechslungen der Menschen einem blinden Ohngefähr zu: und da sie die wunderlichen Erhöhungen durch unser Sprichwort entwickeln, und gutheissen wollen, so verfallen sie in den ketzerischen Irr-

thum, als hätte die Vorsicht, die doch dieses Ganze unendlich weise beherrscht, an unserm Wohlstande nicht den geringsten Antheil.

Nein! das ist der ächte Sinn unseres Sprichwortes gewiß nicht. Noch im Grabe würden sich unsere seligen Voraltern umkehren, wenn wir ihm eine so gottlose Deutung gäben; ihre Frömmigkeit läßt uns dieses nicht einmal vermuthen, wenn schon ihre Enkeln lange nicht mehr so gewissenhaft sind. Ich glaube also die Mittelstrasse gefunden zu haben, wenn ich diese Worte so auslege: mehr Glück, als Verstand: das ist; er hat sich durch seine natürlichen Fähigkeiten eine Würde, ein Amt, (denn das, wenn ich nicht irre, wird unter dem Worte Glück verstanden) erworben, über dessen Weitschichtigkeit, und Umfange seine Kräften lange nicht aussehen. Er kennet zwar die Pflichten, die es ihm auflegt, aber selbe zu erfüllen, ist er viel zu träge, viel zu dumm, und unwissend. Alles, was man von ihm sagen kann, ist, daß er sich von den Einkünften seines Amtes mäste: und von einem solchen geht

die

die Rede, daß er mehr Glück, als Verstand habe; nicht zwar, als wäre er alles Witzes beraubet; nein! ich habe es schon angemerket, daß natürliche Fähigkeiten erfodert würden. Unter diesen verstehe ich alle jene verdächtige Kunstgriffe, die der unwissende Pöbel Betrügereyen, List, und Ränke zu nennen pflegt, oder die feine Kunst der Schmeicheley. Ich will, Deutlichkeit halber, ein Beyspiel hieher setzen, das meine Erklärung faßlicher machen soll. Man betrachte den großen Philax, das Schrecken der Räuber, und Wölfe; zu Nachts an einer Kette angebunden bewachet er das Haus; bey Tage schützet er die Schafe vor den Anfällen der hungrigen Wölfe, oder hütet das Vieh auf den Wiesen; dreymal schon hat er seinem Herrn das Leben gerettet. Kurz Philax besitzet alle Eigenschaften eines treuen, und vernünftigen Hundes. Aber bey allem diesem ist Philax unglücklich. Niemals darf er sich im Zimmer sehen lassen, wenn er keine Streiche will. Sein Bett ist altes Stroh, seine Speisen sind harte Knochen, und das ist die

ganze Belohnung seiner Verdienste. Amouret hingegen das Schooßhündchen, wie glücklich ist dieses? Die gnädige Frau gäbe ihn nicht um alle Welt. Er ißt mit ihr am Tische; er schläft auf ihrem Schooß, und ich will es keiner Magd rathen, daß sie ihm leides thue, den Augenblick müßte das grobe Mensch aus dem Hause. Welches sind aber die Verdienste Amouretens? Er ißt, und schläft; er winselt etlichemal artig um die gnädige Gebietherinn herum, und wenn sie stille Besuche annimmt, so schweigt der Schalk. Das ist alles, was den kleinen Schmeichler so beliebt macht. Läßt es sich nicht von Amoureten sagen, daß er mehr Glück, als Verstand besitze? — Ich zweifle nicht, meine Leser werden itzt den ächten Sinn unsers Sprichwortes einsehen; Philax, und Amouret geben das Licht dazu, und ich bin recht von Herzen stolz, daß ich durch eine so witzige Gleichniß ihnen aus dem Traume geholfen. Ich kann itzt, ohne dunkel und unverständlich zu werden, die artigste Wendung von Hunden auf Menschen machen. Meine

Schlüsse

Schlüsse müssen nach dem verjüngten Fusse der verfeinerten Logik so gründlich tönen, daß ich weiter keinen Tadler zu fürchten habe. Nur Philax, und Amoureten müssen meine Leser nicht aus dem Gedächtnisse lassen, denn auf diesen ruhet das ganze Gebäude meiner Abhandlung.

Zween Wege sind es also, auf welchen man zu einem Glücke, oder was, nach meiner Auslegung, eines ist, zu einem Amte gelangen kann, ohne große Schmerzen am Ueberfluß des Verstandes zu fühlen, List, und Schmeicheley. Diese sind die mächtigen Triebfedern aller menschlichen Unternehmungen. Diese sind das Rad des Glückes, das jenen in die Höhe, jenen in die Tiefe wälzet; diese stalten aus unwissenden, aus müssigen Thoren, aus leichtsinnigen Pflastertretern, aus unerfahrnen Lieblingen große, gelehrte Männer, theure Stützen des Staates, Väter des Vaterlandes, unter deren schwerem, majestätischen Tritte die Erde aus Ehrfurcht krächzet; und alle diese Verwandlungen sind Folgen des Glückes, denn, daß der Verstand

keinen Antheil daran habe, lehret uns die tägliche Erfahrung, und das Sprichwort: **mehr Glück, als Verstand.** Ich habe es versprochen, zu erweisen, daß jene Klage in der That ungerecht wäre, die man immer aus dem Munde der Misvergnügten anhören muß; daß Männer von Einsicht, und Wissenschaft, Männer, deren aufgeweckter Geist dem Staate, und der Kirche die nützlichsten Dienste hoffen ließ, im Staube der Verachtung, der Vergessenheit modern; wo im Gegentheil zum größten Schaden des gemeinen Besten unerfahrne Kinder, Modeaffen die wichtigsten Stellen bekleiden. Meine ganze Demonstration fließt aus dem, was ich in Erklärung des Sprichwortes schon gesagt hab; und wenn diese Schmähgeister nicht von Vorurtheilen bestürmet würden, so wäre Philax und Amouret allein genug, ihren ungerechten Eifer zu beschämen. Allein, wie alle Menschen eine schwache Seite haben, so will ich sie mit gründlicheren Beweisen überfallen.

Einem jeden Sterblichen auf dieser Erde ist es, so zu reden, angebohren, sich nach Glücke zu bestreben, und wenn er seine Hoffnung erfüllet sieht, so ist er zufrieden. Die Erfahrung lehret es, wie beförderlich die Hilfe mächtiger, und großer Freunde, wie unvermögend aber Verdienste sind, das ausgesteckte Ziel zu erreichen. Ich nenne also alle diejenigen Thoren, die durch Verdienste ihre Beförderung suchen. Sie werden sie nicht finden, oder wenigstens unter dem Last ihrer Verdienste ergrauen, ehe man sich ihrer erbarmet. Kennen sie, mein Freund, den Lucillus? Kennen sie den Eusebius? Lucillus ein Mann der die Pflichten seines Berufes einsieht. Zu Hause bey seinen Büchern sitzend macht er alle mögliche Vorbereitungen, einstens ein rechtschaffener Seelsorger zu werden, denn er hat die Hoffnung einer Gemeinde bald als Hirt, und Gewissensrath vorgestellet zu werden. Aber was mich für den guten Lucillus sorgen macht, ist Eusebius, der eben auch große Augen auf die reichen Einkünfte dieses Amtes wirft.

—Eu-

— Eusebius? dieser Flüchtling, dieser Müssiggänger! — Sie haben recht, mein Freund! Eusebius würde besser einen Schaf= als Seelenhirten abgeben, so wenig Wissenschaft besitzet er zu dieser vielsagenden Stelle. Allein er ist ein Favorit der gnädigen Frau, und das mag genug seyn, warum der verdienstvolle Lucillus sich zu fürchten hat. Er frisiert sich alle Tage; er ist artig; er liest eine flinke Messe; er spielt trefflich L'ombre, und Clavier, und weißt der gnädigen Frau die müssigen Stunden, deren sie des Tages zwölfe hat, recht angenehm, und ergözend zu machen. Wenn es ihr an Sonn= und Feyertägen nicht bequem ist, eine heilige Messe anzuhören, so räth ihr Eusebius, sie möchte ihre Gesundheit dem stürmenden Wetter nicht Preise geben, die Kirche sey in diesem Fall keine Stiefmutter. Ich muß es gestehen, Eusebius macht sich um die gnädige Frau recht sehr verdient. Kann sie weniger thun, als ihm zu einem Brode helfen? Ihm ein Glück verschaffen, das er nimmermehr würde erlanget haben?

Er hat noch keine Kanzel betreten, ja, nicht einmal ein Kind getauft. Er ist ein elender Moralist, und, wie ich mir sagen lasse, in der christlichen Sittenlehre nicht stark gegründet. Seine Religion scheint vielen sehr verdächtig: aber desto besser, wenn er von allem diesen nichts weißt, desto zuversichtlicher läßt sich von ihm sprechen, daß er mehr Glück, als Verstand besitze; denn er ist wirklich Pfarrer geworden, weil die gnädige Frau dieses für die würdigste Belohnung seiner treuen Dienste ohne auf dessen Fähigkeiten einen Augenmerk zu haben, ansah. Wer kann sich nun vernünftiger Weise über die Erhöhung unsers jungen Pfarrers beklagen? Gewiß niemand. Zwar murren die Bauren sehr heftig darüber; aber Bauren sind dumme Kerls, die nicht wissen, was Mode ist. Soll ich den Lucillus bedauren, den man nur mit leeren Hoffnungen abgespeiset hat? Auch nicht. Er ist selbsten Schuld daran, warum besitzt er mehr Verstand als Glück. Eusebius, wird man mir einstreuen, hat diesen Kirchsprengel durch

List,

List, durch Schmeicheleyen erbettelt, und eben darum ist er hassenswürdig. Ich lasse es gelten. Allein er ist einmal Pfarrer, und wie wenig der Verstand an seiner Erhöhung Theil habe, davon ist die ganze Gemeinde überzeugt.

Es ist noch eine andere Gattung, ohne Verstand ein Glück zu erhaschen, die nicht geringe Vortheile hat. So niederträchtig sie ehrlichen Männern vorkömmt, so hoch schätze ich sie; weil sie viel geschwinder, und sicherer das Unternehmen mit glücklichem Erfolge krönet, als die erstere. Wer kennet den Wankelmuth der Großen nicht, die heute jenen hassen, den sie vorigen Tages schätzten? Diesen Wankelmuth, der die Klippe der Schmeichler, der Favoritten ist, an welcher ihr erbetteltes Glück sich oft sehr frühe zersplittert. Es giebt Leute von sehr geringem Stande, die aber in gewissen Stunden so viele Wirksamkeit auf die Gemüther der Großen äußern, daß man sie billig den Schlüssel zu hohen Beförderungen nennen kann.

Kommen

Kommen sie, gnädiger Herr Hofrath, geben sie mir einen Zeugen dieser glücklichen Entdeckung ab. Ihre gähling Verwandlung hat nicht so viel Wunderbares in sich, so bald ich die Mittel, durch deren Anwendung sie in einen Hofrath umstaltet worden, werde entdecket haben. Schämen sie sich nicht, wenn ich von ihrem Schicksal den Schleyer ein wenig zurück halte. Man muß ihre Verdienste kennen lernen; damit man die wichtigen Ursachen durchdringe, warum sie aus einem Kanzleyschreiber Hofrath geworden sind. Krast, das ist der Name unseres Hofrathes, durchpilgerte fünfzehen Jahre lang die berühmtesten Universitäten. Seinen Vater studirte er zu tode; und die Mutter, nachdem sie ihm das Doctorat erkaufet hatte, gerieth durch den Fleiß ihres Herrn Sohnes an den Bettelstab. Crast glaubte nun, daß es Zeit wäre, die Früchten seines von dem füufzehnjährigen Schulstaubes untermengten Schweißes einzuerndten, und sich um eine seiner Doctorswürde angemessene Versorgung umzusehen. Wie glücklich war Krast!

Kraft! für einen *Doctor Juris utriusque* ist doch eine Kanzleyschreiberstelle eine recht ansehnliche Bestallung! In der That versicherte man mich, daß Kraft nicht einmal zu diesem Amte fähig gewesen seyn würde, wenn nicht seine regierende Durchlaucht in Ansehung, weil er ein Landeskinde war, aus Erbarmung ihm dieses Aemtchen zugestanden hätte. Aber, wie wir Menschen sind, so war Kraft mit diesem nicht zufrieden. Er wußte es besser, zu was er gebohren sey. Seine Bildung ist nicht häßlich, und daher — was? — Und daher war er dem Kammermägdchen seiner Durchlaucht nicht gleichgültig. Juristen sind gesellige Leute. Er empfiehlt sich ihrer Gnade, und wünscht sich nur ein ansehnlicheres Glücke, um einen Handschlag treffen zu können, der ihn zum glücklichsten Menschen auf der Welt machen würde. — Wie, Kraft! das Kammermägdchen wollten sie heurathen? O! Ich wünsche ihnen tausend Glück, ihre Sache ist so viel, als gewonnen! Seine Durchlaucht werden ihre Verdienste bald besser kennen lernen,

eine

eine so vortheilhafte Heurath für seine regierende Gnaden verdient mehr, als eine Hofrathsstelle! — wirklich — was das für ein Lärmen ist! — der Herr Kanzleyschreiber in einem verbrämten Kleide, mit einem Frauenzimmer am Arme — ihr unterthänigster Knecht Herr Doctor! — was? Herr Doctor? — Hofrath wollten sie sagen — ich erstaunte über dieses unerwartete Compliment; aber ein guter Freund half mir aus dem Traum. Ernst, sagte er, ist Hofrath, und das Kammermägdchen ist seine Braut. Heut ist der Einsegnungstage. Im Vertrauen geredt, seine Durchlaucht hatten die wichtigsten Ursachen, warum sie alles dieses thaten. Das Vorwort des Kammermägdchens; die Nothwendigkeit sie bald, und zwar Standesmässig zu versorgen; verstehn sie mich? — Ja, Freund, ich verstehe sie. Glück! wie wunderbar überfällst du die Sterblichen! wem hätte es so albern träumen können, daß Ernst, der einfältige Ernst, noch ein Hofrath werden sollte? Aber mehr Glück, als Verstand, weises Sprichwort! welche

Wahrheiten liegen in dir vergraben! wie viele Thoren umgiebst du mit dem Glanz der Ehre! sollten wir wohl noch so vermessen seyn, uns über deine Folgen zu beklagen? Nein! so oft ich eine so dumme vornehme Maschine erblicke, die du blinderweise auf die Stuffe einer ansehnlichen Würde hinaufgeschleudert hast, so oft will ich mit Entzücken aufrufen: dieser ist es, dieser, den das Glück, und nicht der Verstand erhöhet hat!

Anmerkung. Ich erinnere mich, daß ich in der Ausführung des ersten Sprichwortes es versprochen habe, allezeit das gemeine Beste durch meine Schriften zu befördern. Ich will kein Lügner werden, und meinem Versprechen gemäß handeln. Es ist bekannt, welchen Schaden das Publikum von jenen Schwindelköpfen leide, welche nur das blinde Glück empor geschwungen hat. Sie sollen ihn ersetzen, diesen Schaden. Ich höre beynebens, daß sie sich des Ansehens ihres Amtes misbrauchen, und in öffentlichen Gesellschaften für verständige, und gelehrte Männer wollen angesehen werden, auch diese Praleren sollen sie bezahlen. Ich meyne es gewiß gut, und setze die Taxordnung

nung noch sehr gering an. Der Schmeichler bezahlt jährlich vier Reichsthaler. Wer sich zu Erlangung seines Glückes eines Kammermägdchens bedienet hat, giebt doppelt so viel. Dieses Geld soll alsdann zur Unterhaltung jener einsichtsvollen, und vernünftigen Männer angewendet werden, die sie durch Schmeicheleyen, und List, um Ansehen, und Beförderung gebracht haben. Wer sich wider diese gerechte Taxordnung aufsträubet, und nicht bezahlen will, den soll man seines Amtes entsetzen. Pol! was das für ein artiges Schauspiel abgeben würde, wenn der dumme Hofrath sich in den Kittel eines Stallknechtes einhüllen, und der hochwürdige Herr Pfarrer von dem Schultheissen die christliche Lehre erlernen müßte! sollte aber auch dieser Vorschlag diese frisierte Affen nicht zum Gehorsam bringen, so werde ich alle Thorheiten, die sie in Verwaltung ihres Amtes aus Mangel des Verstandes begehen, zu Papier setzen, und selbe künftige Ostermesse dem Drucke überlassen. Mich deucht, sie sollten sich wohl geben. Für die Verhütung einer solchen Schande sind vier Reichsthaler ein sehr geringer Preis.

Fremde macht Leut.

Heut zu Tage ist dieses eine Wahrheit, die sich auf die Erfahrniß so fest gegründet hat, daß der einfältige Pöbel nicht einmal daran zweifelt. Fremde macht Leut; göttliches Sprichwort! welche schöpferischen, welche witzigen Köpfe bildest du aus Kindern, die, ehe sie den Schooß der Aeltern verließen, hockerichte Blöcke waren, und itzt, da sie von der Fremde nach Hause kommen, Wunder des Witzes sind, deren munterer Geist überzeugend an Tage liegt, welchen Nutzen, welche Vortheile das Vaterland von gereisten Söhnen zu hoffen hat!

ich

ich hätte eben keine Ursache, meine Anmerkungen über dieses Sprichwort, das ohnehin klar genug ist, und von meinen Landesleuten mit gewissenhafter Genauigkeit erfüllet wird, zu machen. Allein giebt es keine Spötter, die auch diese nützliche Mode mit ihren Schmähzungen packen, und sie ihres Werthes entsetzen? Giebt es keine so abergläubische Moralisten, die kühn genug sind, die Reisen der Religion so wohl, als den guten Sitten gefährlich abzuschildern? Die sich gar kein Gewissen daraus machen, immer das alte, und abgeschmackte Liedchen zu singen: von Reisen komme man schlimmer, aber nicht frömmer nach Hause? Ich kenne die Leichtgläubigkeit meiner Landesleute, und welcher Schade wäre es, wenn sie sich von dergleichen religiösen Pedanten abschrecken liessen, ihre Kinder nicht in die Fremde zu schicken? Welche einfältige, welche dumme Köpfe, welche unnütze Bürden des Staates würden wir einher trödeln sehen, wenn die Aeltern dem Rathe dieser milzsüchtigen Quacker folgen sollten! Nein, reisen

sollen die Kinder, dieses fodert der Nutzen des Staates, das Wachsthum, und Aufnahme der Künsten, und Wissenschaften. Reisen sollen sie, denn die Fremde allein macht Leute. Um diese großen, und weitschichtigen Wahrheiten nach mathematischer Ordnung zu behandeln, so werde ich erstens dessen Wahrheit überhaupt, zweytens dessen Ursprung, und dann den unwidersprechlichen Nutzen ins besondere an Tage legen. Ich bin so wenig in dem unterrichtet, was zu einer mathematischen Ordnung gehöret, daß ich nicht einmal die Bedeutung dieser wunderlichen Worte verstehe; aber desto besser ist es, da ich das Beyspiel einiger Gelehrten für mich habe, die eben so unmathematisch, als ich, denken, deren Schriften aber dennoch, als gründliche, und nach mathematischer Methode abgefaßte Schriften mit Beyfalle gelesen werden.

Die Welt ist einmal so gewöhnet, ihre Urtheile nach dem Aeußerlichen von dem Werth eines Menschen einzurichten. Man kann vernünftig, einsichtsvoll, tugendhaft, und alles

seyn,

seyn, was zu einem rechtschaffenen Mann erfodert wird. Allein, so lange man diese guten Eigenschaften nicht durch äußerliche Zeichen, Minen, oder gewisse Artigkeiten bliken läßt, so lange wird der rechtschaffenste Mann, nach dem Urtheile der Welt, ein dummer, und einfältiger Pedant bleiben. So, wie oft ein reiches Kleide das Verdienst einer Excellenze verräth, sind ebenfalls diese Minen, und Artigkeiten untrügliche Merkmale, nach welchen Vernunft, Tugend, Einsicht, und Kunst abgemessen wird. Der Kerl, pflegt man zu sagen, hat sich in der Welt noch nicht umgesehen, er hat nicht gereiset, und eben daher kömmt es, daß er nicht zu leben weißt. Er ist tod, düster, und mehr Pinsel, als Mensch. Fort in die Fremde mit ihm, da muß er munter, und geistreich werden; da muß er umgestaltet werden, damit er unter einem Thier, und Menschen den Unterschied erlerne; da muß er seine Einsicht schärfen, seine Dumheit ablegen, mit einem Worte, da muß er Leut werden. Denn Fremde macht Leut. Das ist nun die Spra-

 che

che der Welt; und sie wäre allein Beweisthum genug, daß man in der That, und mit Wahrheit sagen könne: Fremde macht Leut. Ja, wenn man sich immer eines Sprichwortes mit Zuverläßigkeit bedienen kann, so ist es gewiß dieses.

Wie sehr bedaure ich den Mesinnas. So ein beugsames Gemüth er hätte in den Gesellschaften der großen Welt sich in einen geselligen, und artigen Menschen umzubilden; so altfränkisch muß er im einsamen Zimmer vermodern, und über den Rechnungsbüchern seines geizigen Vaters sitzen. Die galante Mama grämt sich fast zu tode, daß ihr Sohn nicht reisen darf. Alle Bemühungen deßwegen sind noch immer fruchtlos abgelaufen. Nein! spricht der Vater, nein, Mesinnas soll bey mir zu Hause bleiben. Bey mir soll er die Handelschaft erlernen, und ich will ihn zu einem rechtschaffenen Haushälter bilden. Nichts Artigkeit, nichts Mode: es soll ihm genug seyn, wenn er das begreifet, wodurch er sich, und seine Familie standesmäßig einstens wird ernähren können.

nen. Ich kenne die Welt, und weis die traurigen Folgen des Reisens. Wie viele Aeltern würden Trost und Freude, Ehre, und Zufriedenheit an ihren Kindern, als Stützen ihres Alters, erlebet haben, wenn sie nicht so leichtsinnig das liebe Söhnchen fremden Ländern anvertrauet hätten? Und itzt haben sie um so zahlreiche Summen, welche die Reise verschlungen hat, nichts als Schand, und Unehre erkaufet. Oder giebt es nicht Beyspiele genug, daß unter tausend kaum zwölfe sind, die der Absicht, warum man sie in fremde Länder geschicket hat, entsprechen? Von Reisen kömmt man schlimmer, aber nicht frömmer nach Hause. Ein altes, und von der Erfahrung bestättigtes Sprichwort. Und ich sollte meinen Mesinnas diesem Gerathewohl überlassen? Ich sollte ihn diesen fürchterlichen Gefahren aussetzen? Nein, Mesinnas mag zu Hause bleiben. Ich will die Pflichten eines christlichen Vaters an ihm erfüllen. Zu einem guten Bürger, zu einem auferbaulichen Christen will ich ihn erziehen; und das soll er alles, ohne

die Fremde gesehen zu haben, erlernen. — Ich muß es gestehen; dieser gute Vater betrachtet die Folgen des Reisens mit einem sehr richtigen Auge. Hat er aber durchaus recht, daß er seinen Sohn zu Hause einkerkern, und ihn die mannichfaltigen Auftritte dieser großen Schaubühne, der Welt, nicht auch in anderen Nationen durchblicken lassen will? Nein, in diesem Stücke irret er sich sehr: und sein Irrthum, scheinet mir, rühre daher, daß er zu widersinnisch ist, die Wahrheit unseres Sprichwortes einzusehen. Sollte er nur überzeugt seyn, daß die Fremde, diese mächtige Schöpferinn, jene, die, ehe sie reisten, mehr nichts, als Menschen waren, in Leut umstalte, er würde anders denken. Allein so verstockt ist er doch nicht, daß er dem hellen Lichte der Wahrheit die Augen zuschlöße. Das Winseln seiner Gemahlinn, die sich einen galanten Sohn wünschte, die Vorstellungen seiner Freunde, die ihm das Sprichwort, **Fremde macht Leut**, sehr wahrscheinlich vorzumalen wußten, und der beißende Vorwurf, daß er nur aus Geiz die-

ses

ses Hilfsmittel einer guten Erziehung seinem Sohn entzöge, zwangen ihm endlich die Einwilligung ab. Gut, sagte er, und aus seinen Minen hätte man es abnehmen können, wie wenig sein Herz Antheil an den Worten habe; gut, wenn Fremde Leut macht, so mag Mesinnas reisen, ich bin es zufrieden. Das war nun der erwünschte Augenblick, nach dem Mutter, und Sohn lange schon geseufzet hatten. Wirklich verließ Mesinnas das väterliche Haus. So gleichgültig sich der Vater über die Zubereitungen der Reise bezeigte, so kaltsinnig war der Abschied. Zwey Jahre, so lange nemlich Mesinnas noch Geld hatte schrieb er nicht. Aber nun schreibt er mit jedem Posttage. Alle Briefe sind mit Vortheilen angefüllet, die er auf seinen Reisen erobert, und vermög deren er fähig seyn wird, die Handelschaft seines Vaters viel blühender, und einträglicher zu machen. Der Schluß eines jeden Briefes waren die kindlichsten Ersuchungen, man möchte ihm nur mit dem nöthigen Vorrath des Geldes zu diesen ansehnlichen Vortheilen

theilen offene Hände zeigen. So fuhr er noch drey Jahre fort. Die abgeschickten Summen waren sehr beträchtlich, und der gute Vater war müde, noch mehrere abzuschicken, denn Mesinnas, den er schon etlichemale nach Hause berufen, wollte nicht erscheinen. Endlich von den Drohungen des Vaters erschreckt, und aller Hilfe beraubet kam Mesinnas an. Zwey Tage wurden mit Glückeswünschen über die glückliche Ankunft in Freuden zugebracht; und am Abend des dritten sollte er Rechenschaft wegen seiner Reise ablegen. Aber es rollte ein Wagen daher, der am Hause stehen blieb. Die Bedienten flogen dem Gaste entgegen, und — welch ein Auftritt! — ein Frauenzimmer mit einem Kinde auf dem Arm, und zwey an der Hand führend trat hervor. Sie machte dem Vater ihre Complimente, und sprach: ich, mein Herr, bin die Gemahlinn ihres Sohnes, und diese kleinen sind die Früchte unserer Ehe: Was, rufte der erstaunte Vater auf, was! sie sind meine Schnur, und diese Kinder da meine Enkeln? O Himmel!

mel! wie hast du mich meines Unglaubens wegen bestrafet! ich glaubte es den Vorstellungen meiner Freunde nie, daß Fremde Leut mache; aber itzt, itzt bin ich überzeugt davon, da ich die lebendigen Beweise darüber vor Augen sehe! — Mesinnas stand leblos, wie eine Bildsäule da. Allein lassen wir ihn in seiner Betäubung. Genug, er ist die Probe von der Wahrheit unseres Sprichwortes. Wer wird wohl noch so dreiste seyn können, wenn er den artigen Mesinnas, seine Gemahlinn, und Kinder betrachtet, selbe zu läugnen? Nein! Fremde macht Leut, das ist eben so gewiß, als es unläugbar ist, daß zwey, und drey fünfe machen.

Da ich itzt die Wahrheit unseres Sprichwortes so weitschichtig, und gründlich erwiesen habe, so darf ich von dem alten Gebrauche, den man vor vielen Jahrhunderten von ihm gemacht, und den ich, als eine Bestätigung dessen, was ich oben gesagt, ansehe, nicht vieles mehr anführen. Man pflegt gemeiniglich von dem, was man nicht weißt, wegen seiner Weitschichtigkeit das Mehrere,

und,

und, wie man den Leser bereden will, das Unnöthige mit Stillschweigen zu übergehen. Nur der Unterschied, warum die Alten, und wir unsere Söhne reisen lassen, möchte einigen bedenklich vorkommen. Allein auch hier finde ich keine Schwierigkeiten. Man weißt, um wie viel wir an Klugheit das Alterthum übertreffen. Wenn es rühmlich war auf deu Reisen die Sitten, die Gebräuche, Gesetze, und Religion der Ausländer durchgespüret, und das Nützlichste zu einer Lehre daraus geschöpfet zu haben, wie es Homer dem Ulysses zum unsterblichen Ruhme nachsingt: Ἄνδρα μοι ἐννεπε Μȣσα, πολύτροπον etc. etc. Wie viele Mühe hat es mich gekostet, diese Buchstaben nachzumalen? Fordere ich zu viel, wenn ich von meinen Lesern verlange, sie möchten meine Belesenheit in dem Griechischen bewundern, da ich so trefflich Griechisch zittire? So ist es heut zu Tage keine geringere Ehre, die Moden, die Feinheit in dem Aufzuge, die Spitzfindigkeit in Aufsuchung der Freuden, und Wollüste, die Gleichgültigkeit in der Religion, ja alle Män-

gel,

gel, und Fehler fremder Nationen erlernet zu haben. Man bewundert jene großen Männer des Alterthumes, die es in ihren Schriften aufgezeichnet, welche Vortheile sie auf ihren Reisen erobert; solche Eindrücke machte schon damals unser Sprichwort! und ich erstaune, wenn ich Jünglinge sehe, die von den Reisen eine gute Frisur, neue Handkrausen, einen langen Rock mit etlich Dutzend Knöpfen besetzt nach Hause bringen. So, wie es mir an jenen eckelt, die nach der alten Mode sich mit gar zu viel Einsicht, und Klugheit anstoppen. Mit Vergnügen hörte ich von Menandern sprechen, daß er vorzüglich das Sprichwort: Fremde macht Leut, in sich wahr gemacht hätte. Ich suchte seine Gesellschaft auf, und fand sie endlich. Aber wie leicht kann man betrogen werden! Menander redet mit Anstand, und alle sind auf seine Worte aufmerksam. Man fragt ihn, was er auf seiner Reise gesehen, gelernet, und beobachtet hätte? Er antwortet, und seine Antworten führen das Gepräge eines feinen, und aufgeklärten Verstan-

des

des in sich. Man lobet ihn, daß er seine Reise so gut genützet, und eine aufsteigende Röthe zeigt seine Bescheidenheit. Was soll ich von Menandern halten? Gleich will ich es sagen. Eine Dame läßt aus einer witzigen Unachtsamkeit den Fächer fallen, und Menander rührt sich nicht einmal, selben aufzuheben. Ein Pedant ist Menander, dachte ich, ein ausgemachter Pedant! Was? drey Jahre hat er umhergereiset, und weißt nicht einen Fächer von der Erde zu langen? Hätte er sich nicht dieser Gelegenheit, die jedem andern kostbar würde gewesen seyn, bedienen sollen, seinen auf Reisen eroberten Witz in einer recht artigen, und schmackhaften Uebergebung des Fächers erkennen zu geben? Aber das hat er nicht erlernet, der altfränkische Menander! seine Reden hatten zwar so viel vermocht, daß ich eine Zeitlang seine Klugheit, und seinen Verstand bewunderte, aber der Fächer hat es verrathen, daß er bey allem diesen dennoch ein Pedant sey, und auf Reisen nichts gelernet habe. Er spricht noch mit der nemlichen

Klug=

Klugheit, wie zuvor, und man findet alles abgeschmackt. Er erzählet noch zerschiedene Gebräuche, und Gesetze fremder Nationen; er beurtheilet selbe mit Einsicht, wie zuvor, und man gähnet; was ist die Ursache dieser gählingen Veränderung? Die Dame mit dem Fächer. Ich rathe also einem jeden, der zu reisen gesinnet ist, sich nach dem Beyspiele der Alten nicht mit Kleinigkeiten abzugeben, wenn er, wie der kluge Menander, nicht lächerlich werden will. Zeiten, und Geschmack ändern sich. Die Alten mögen ihre Ursachen gehabt haben, warum sie auf Reisen mit nützlichen Kenntnissen ihren Verstand zu bereichern suchten. Genug daß sie damals schon von der Wahrheit unsers Sprichwortes überzeugt waren. Die gegenwärtige Lage unsrer Zeiten fodert ganz was anders.

Wir armen Deutschen, welche Barbarn, welche ungesitteten, dummen, und einfältigen Köpfe würden wir seyn, wenn uns nicht das artige Paris, das wollüstige, und freye Londen in Leut umstaltete! wir würden mit unsern alten Kitteln nichts als die altdeutsche

Treue behalten haben, und ein bißchen frömmer geblieben seyn. Redlichkeit, und heilige Einfalt hätten den ganzen Stof unseres Ruhmes ausgemacht; allein wir haben uns endlich aus diesem Unwesen losgewunden. Weder der leichtsinnige Franzos, weder der stolze Britt haben Ursache, noch über uns zu lachen, da wir ihnen an Witz, Mode, und Sitten so ähnlich geworden sind. Wer noch ein gesundes paar Augen im Kopfe hat, wird es leicht einsehen, welcher Nutzen dem Vaterlande von gereisten Söhnen zufließe. Alles ist blühender, alles munterer, alles aufgeweckter, alles geistreicher, und erfindsamer. Gestern sah ich den Herrn Baron auf N. nach seiner Ruckreise von Paris das erstemal. Mein Gott! wie ganz verändert ist er! nicht mehr der leichtsinnige, der schalckhafte Baron. Sogar sein Gang ist ein Beweis seines geschärften Verstandes. Seine Frisur, seine Kleidung, sein ernstes Aussehen verkündiget dem Auge das Erhabene, das Ehrwürdige seiner Sitten. Man spottet zwar seiner, daß er, nicht wie Ulysses den Brand

in Troja gelassen, sondern angebrennt nach Hause gekommen seye, aber dieses ist eine gewissenlose Verläumdung. Er ist so ernsthaft, weil er auf Projecte sinnt, wie er die Pracht, und seine Familie vermehren will. Er hält sich nebst seiner Gemahlinn zwey Maitressen, weil es in Paris ein Marquis eben so machte. Er baut, weil man in Paris auch baut. Endlich macht er einen Banquerot von etlich tausend Ducaten, weil dieses in Engelland durchaus Mode ist. Wenn das nicht galant ist, so ist es nichts mehr auf der Welt! Was würde itzt aus dem armen Baron werden, wenn er nicht in der Fremde unverschämt zu seyn erlernet hätte? Hätte er sich jemals entschließen können, seine zween Söhne in das Stifthaus hinein zu betteln? Und itzt hat der Staat die Ehre diese adelichen Sprossen zu rechtschaffenen, und nützlichen Männern zu bilden, die, wenn sie nach dem großen Beyspiele ihres Vaters gereiset hätten, aus lauter Artigkeit ein ganzes Land würden zu Grund gerichtet haben. So wichtige Vortheile verschaffet das Reisen dem Staate!

Man pflegt über die Narrheit der Deutschen zu lachen, daß sie so ansehnliche Summen verschwenden, um in der Fremde das zu lernen, was sie doch zu Hause in einem weit vollkommnerm Grade würden begriffen haben. Allein das ist eben nicht wahr. Fremde macht Leut: wer nicht gereiset ist, der hat sich keiner großen Beförderungen zu versprechen. Wenigstens wird ihm die den Deutschen angebohrne Redlichkeit noch ankleben, und er wird Niemand mit Anstand betrügen können; er wird nicht so boshaft seyn, andere verächtlich, oder zu unwissenden Kerls, zu machen, um sein Glück auf den Ruinen des Nächsten aufzubauen. Nein! er hat zu viel Religion dazu. Aber er reise, und es wird sich alles geben. Lupin hat es erfahren, daß man nicht zugleich nach dem Geschmacke der Welt artig, und ein guter Christ seyn könne. Zu Hause ein Freygeist werden, das schien ihm nicht galant genug: er reiste also, und kaufte sich um tausend Thaler eine bequemere Religion. Lupin kömmt nach Hause. Es ist ihm kein Band der Ehe so

heilig,

heilig, daß er nicht zertrümmert; kein Kranz der Unschuld so blühend, den er nicht welken macht. Ein Frauenzimmer soll in Gesellschaft nicht denken, daß sie wirklich verheurathet seye. Das ist sein Grundsatz, mit dem er glückliche, und zufriedene Ehen stiften will. Aber *Lupin*, da er wirklich so mühsam an dem Aufnehmen, und Wachsthum des gemeinen Besten arbeitet, wird gähling arm, und krank. Aus Liebe zur nothwendigen Verpflegung ändert er seine um tausend Thaler erkaufte Religion; wird ein Christ, und stirbt elend im Spitale. Hätte es der Himmel gewollt, daß *Lupin* nicht in Mitte seiner Jahren von dem Tod sollte weggeraubet worden seyn, welcher Nutzen wäre dem Publikum aus seinen Bemühungen zugewachsen! hat er aber nicht alle diese Fähigkeiten erst nach seiner Reise gezeiget? Die ihn gekennet haben, werden mit Erstaunen aufrufen: ja, **Fremde macht Leute!**

Ich habe nun meine Gedanken über dieses Sprichwort enthüllet; und ich gestehe es,

daß mir Niemand lächerlicher vorkömmt, als ein Mann, der große Verdienste hat, aber nicht gereiset ist. Welches Gewicht würde er selben noch beylegen, wenn er wenigstens nur sagen könnte; ich habe Paris gesehen, er würde sich jener Verachtung entziehen, mit welcher meine Landsleute alle verfolgen, die nicht gereiset sind. Man wird ihm immer jene vorziehen, die mehr Haare, welches nach der neuesten Mode in kräuslichten Locken aufgethürmt ist, als Hirn haben. Kurz: mit vier Worten, **Ich habe Paris gesehen**, würde er sein ganzes Glück machen können. Oder warum wird **Amynt** als ein erfahrner Baumeister angerühmet? Er durchreiste Londen, und sah die prächtigsten Gebäude: zu Paris sind ihm alle Opernhäuser, und Hotels bekannt; die prächtigen Tempel, das künstliche Vatican zu Rom waren seines Augenmerkes nicht würdig; denn diese waren vor ihn sehr unregelmäßig gebaut, weil er am Tage schlief, und bey Nacht seine Anmerkungen machte. Und **Amynt**, **Amynt** sage ich, der nicht einmal

einen

einen Gänsestall bauen kann, dieser Amynt ist jener große Meister, der unsere Bewunderung verdient, und uns um baares Geld ein Grabe baut. Hätte er London, Paris, und Rom nicht gesehen, der dumme Amynt würde verhungern. O ihr wunderwirkenden Mauren dieser großen Städte, welche Kraft liegt in euch begraben, daß ihr unsre deutschen Affen in so große, gesittete, und kunstreiche Männer durch bloßes Anschauen umstaltet! Ja, ihr verdienet jene zahlreiche Summen, die wir durch unsre Söhne euch zuschicken! da ihr selbe aus Menschen zu Thiere; aus Vernünftigen zu Thoren verwandelt? Nein! dankbar werden wir erkennen, daß ihr es seyd, die uns mit Wahrheit sprechen lassen:

Fremde macht Leute.

Wie man lebt, so stirbt man.

Unser Leben es seye mit allem nur erdenklichen Glücke begleitet, es seye noch so glänzend, noch so prächtig, mit allen Freuden, mit allen Vergnügungen, wie sichs immer ein Sterblicher wünschen kann, ausgeschmückt; so ist es doch mehr nicht, als ein Traum, der eben so bald verfliegt, als er uns durch seine Blindwerke getäuschet hat. Doch ist es in unsern Augen das größte Gut. Man sucht das Mühsame, das in selbem vorkömmt, wegzuräumen; man stellt Vorkehrungen an, und Behutsamkeit, selbes zu verlängern; man ist endlich auf alle Weise besorgt, selbes süß, und angenehm zu machen. Wer diese Beschäfftigungen tadelt, der

muß

muß kein Mensch seyn. Ich weis es, daß es so wunderliche Leute giebt, die immer über das Verderbniß unserer Zeiten seufzen: man lebe gerade so, als hätte man ewig zu leben; der Gedanke des Todes seye so fremd, als wäre es nicht gewiß genug, daß wir sterben, und zwar öfters sterben müssen, ehe wir noch kaum die Welt recht angesehen, und ihre Freuden zu genießen angefangen haben. Daß wir eben darum an unsre ewige Bestimmung nicht denken, vielweniger um selbe besorgt sind. Alles dieses weis ich, und glaube auch, daß diese Klagen gegründet seyn können. Ich will sie aber nicht untersuchen. So viel ist gewiß, daß unser Leben den Stoff dargiebt, nach welchem wir auf den Tod schließen, der in den meisten Fällen dem Leben sehr ähnlich ist. Und aus diesen untrüglichen Beobachtungen ist das alte Sprichwort entstanden, wie man lebt, so stirbt man.

Wie gesagt: das Leben ist der Abriß des Todes. Ich habe hinzugesetzt in den meisten Fällen; denn, daß dieses Sprichwort einige Ausnahmen dulde, daran läßt sich vernünf-

tig nicht zweifeln. Meine Anmerkungen sollen sie geflissenst anzeigen, diese Ausnahmen; damit unser Sprichwort seinen Werth behalte, in dessen Besitz es so viele hundert Jahre unerschüttert geblieben ist. Wie man lebt, so stirbt man: so spricht der Pöbel, und der Gelehrte. Warum sollten wir uns also ängstlich um den Tod bekümmern? Vielleicht weil er das Ende unsrer Tage ist? Allein sein Gesetze ist allgemein, und seinem Mordpfeile ist noch kein Sterblicher entgangen. Vielleicht weil er uns alle Freuden, und Vergnügungen raubet? auch dieses nicht. Denn, da wir uns gemeiniglich noch auf dem Sterbbette mit jener Schooßneigung unterhalten, die uns das Leben versüßet hat, so kann er uns unmöglich bitter schmecken. Vielleicht weil von ihm die wichtigste Bestimmung, die uns in einem Augenblicke zu ewig Glücklichen, oder ewig Unglücklichen machen kann, abhängt? O das sind Possen! da wir im Leben nicht an diesen entscheidenden Zeitpunkt dachten, wie soll er uns im Tode schrecken? So unbarmherzig sind nur sehr

weni-

wenige gegen sich selbsten, daß sie durch Aufopferung, durch Schlachtung ihrer angenehmsten Neigungen, deren Genusse zwar reizend, aber fast allezeit sündhaft ist, ihnen einen ruhigen, und sanften Tod erkaufen. Indessen da der größte Theil nach der heutigen Mode in allen Lüsten der Sinnen sich wälzet, und die Drohungen unsrer Moralisten, welche dem Fleischmenschen den schrecklichsten Tod ankünden, spröde verlachen; von der Erfahrung überzeugt, daß Leben und Tod in gleichem Verhältnisse stehen. Denn wie man **lebt**, so **stirbt** man.

Ich muß noch über jene ungereimten Wahrsagungen lachen, die dem guten Krates einen ängstlichen, und unruhigen, ja schrecklichen Tode vordeuteten. Krates war vierzig Jahre lang der Gegenstand der bittersten Thränen seiner Unterthanen. Denn Krates war ein Jäger, der seine Hunde höher schätzte, als seine Untergebnen. Diese Lieblingsneigung wuchs mit ihm auf. Seinem seligen Herrn Papa hat ers zu verdanken, daß er in der Regierungskunst wirklich so weit gekom=

kommen ist, sich von dem Gelde seiner Bauren zu bereichern, die etwann kühn genug waren, einen Haufen Wildschweine zu zerstreuen, die ihre blühenden Saaten durchwühlten. Krates ist der beste Schütz im Lande, der seiner hochadelichen Familie Ehre macht; denn er hat nach dem Beyspiele seiner Vorfahrern schon mehr Böcke, als Hirsche geschossen. Ist Krates auch ein Christ? Erfüllt er auch jene Pflichten, zu welchen ihn seine Religion verbindt? Elende Frage! Krates ist viel zu dumm, als daß er spitzfindig genug wäre, einen Freygeist zu machen. Zu dem hindert ihn seine Religion so wenig an seinen Berufsgeschäfften, daß er Sonn- und Feyertäge ungestöret Jagen kann. Kurz! er ist mit seiner Religion um so besser zufrieden, je weniger er sie kennet. Ein Festtage ruft den Christen in den Tempel, aber Krates jagt; die Pflicht fodert der Erklärung des Wortes Gottes beyzuwohnen, aber Krates jagt; entstandene Uneinigkeiten seiner Unterthanen warten auf Entscheidung, aber Krates jagt; der unbezahlte Taglöhner

seufzet

seufzet um den Lohn seines Schweisses, aber Krates jagt; so ermüdende Arbeiten lassen ihn gewiß niemals an den Tode denken, obschon die Last seiner Jahre ihn bereits ins Grabe drücken, und seine Kräften merklich schwächen. Es ist auch nicht nothwendig: er hat als Jäger gelebt, er ist in dem Wald ergrauet, er wird auch als Jäger sterben, und die Probe geben, daß man sterbe, wie man gelebt habe.

Schon liegt er im Sterbbette. Die Aerzte haben es mit ihrer Kunst so weit gebracht, daß sie die Gefahr nunmehr selbst erkennen, und ihn mit zweydeutigen Achselzücken seiner Seele, und seines Hauses besorgt zu seyn ermahnen. Man ruft einen Priester, der sich wirklich dem sterbenden Krates nähert — Wie befinden sich euer Gnaden? Noch so ziemlich gut, Herr Pater, röchelt ihm Krates entgegen, ich werde ihrer Hilfe noch lange nicht bedürftig seyn; wächst die Gefahr, dann werde ich sie schon rufen lassen — Allein, euer Gnaden werden es ohne mein Erinnern wissen, der Tod ist ein

Räuber, der uns gähling, und unverhofft überraschet; wohl dem, der in allen Fällen sich vorsiehet! lassen sie, da sie noch Kräfte haben, keinen Augenblicke verfliegen, ihre Seele auf die Reise in die Ewigkeit auszurüsten — Was! Herr Pater (hier versammelte er die letzten Kräfte, um seinen Worten Nachdruck zu geben) was! sterben sollte ich, so frühe sterben? Sie sind ein unverschämter Mann, gehen sie — Nicht doch, euer Gnaden werden darum nicht sterben, weil ich ihnen die Hilfsmittel zu einem seligen Tode anrathe; nein, ich wünsche vielmehr, daß sie noch lange leben möchten; aber meine, und ihre Pflicht verlangen diese Vorsehung. Die Krankheit kann in einem Augenblicke heftiger werden, und dann werden vielleicht Zeit, und Kräfte mangeln, daß sie sich mit ihrem Erlöser aussöhnen könnten — Gott weißt, wie gut ichs mit ihnen meyne! — Nun dann, Herr Pater, wie Gott will! wenn es je gestorben seyn muß, so seye es! wollten sie nicht meinem Jägermeister noch rufen? Den großen Hirsch soll er mir noch

zehn

zehn Jahre nicht schiessen, das wird ein Wunderthier abgeben! — Ja, euer Gnaden. Aber das ist das wichtigste Geschäffte itzt nicht. Besorgen sie ihr Heil, und erforschen sie sich, ob sie ein Freund, oder Feind Gottes seyen? Alles andere kann noch immer geschehen — Wie sie sagen, Herr Pater. Allein meinen Wachtelhund, den muß ich vor meinem Tode noch sehen; hören sie nur, was das für ein Hund ist — Eine Schwäche überfiel hier den sterbenden **Krates**, und der Todenschweiß rollte häufig über seyn Angesicht. Man bemühte sich auf alle Weise den fliehenden Geist durch Stärkungen inne zu halten. **Krates** erholte sich wiederum, und lächelte, — diesen Hund sollten sie sehen Herr Pater, stammelte er leise — aber um Gotteswillen, sprach der Priester, legen sie doch diese eiteln Sorgen weg; itzt, itzt ist es um ihr ewiges Heil zu thun — sie haben recht, vollkommen recht; nur das muß ich ihnen noch sagen; hören sie doch: zehn Louis d'or hat mich dieser Hund gekostet, aber itzt gäb ich ihn wohl um zwanzig nicht. Ich behauptete immer, das

Thier

Thier hätte Menschenverstand; so vielen Spaß wußte er mir zu machen — Krates lächelte nach diesen Worten wiederum sehr sanft; aber gähling jagte eine zwote Schwäche seine Seele aus ihrem Behältnisse weg, und Krates starb eben mit jener lächelnden, und zufriednen Mine, mit der er immer aus dem Wald, wenn er glücklich jagte nach Hause kam. Seine beste Gemahlinn zerfloß in Thränen, und der fromme Priester grämte sich sehr heftig über seinen unseligen, und schrecklichen Tode. Ich allein, als Philosoph, war so verstockt, daß mich dieser trauervolle Auftritt nicht im geringsten rührte. Ich war mit dem Tode des Krates vollkommen zufrieden. Nichts vergnügte ihn in seinem Leben mehr, als die Jagd. Ihm träumte es von ihr; es schien, als könnte seine Seele keine andern Gedanken erzeugen, als jene von Hunden, und Hetzen. Und Krates hätte in seinem Sterbebette anders denken sollen, als er in seinem Leben dachte? Anders reden, als er lebend geredet hat? Wer so albern schließt, der muß nicht einmal

so

so viel Verstand, als Krates Wachtelhunde besitzen. Nein! Krates hat als Jäger gelebet, und Krates ist auch als Jäger gestorben: denn wie man lebt, so stirbt man.

Wer das Glück hat, oder den sein Beruf öfters zu den Sterbenden zu gehen bemüssiget, der wird es leicht einsehen, daß unser Sprichwort mehr, als einmal durch die Erfahrung bestättiget werde. Wem wäre es wohl zu Sinne gekommen, daß Zelant so ruhig, so zufrieden sterben würde? Zelant, sage ich, dieser alte Geldkasten, dessen Gott das Gold war; und dessen Herz in seinen Geldschränken begraben, tief begraben lag; Zelant, der sich von dem Schweisse der Dürftigen nährte; der seine Religion, um einen Thaler zu gewinnen, zehnmal würde geändert haben; Zelant, der sich niemals satt aß, aus Furcht des Armuths; der seine Dienstbothen aus keiner andern Ursache vor dem ausgesteckten Ziele aus dem Hause jagte, als, um sie nicht bezahlen zu dürfen. Wem, frage ich, wem wäre es zu Sinne gekommen, daß Zelant ruhig, und zufrieden

sterben sollte? Er, der mit so vielen Verwünschungen der Unterdrückten begleitet, mit so entsetzlichen Flüchen der Bestohlnen überschüttet in die Ewigkeit zu gehen hatte? Der nur darum noch länger zu leben wünschte, damit er durch Wucher, und Ungerechtigkeit sich noch größere Schätze sammeln möchte? Allein, es ist doch wahr, daß ich nie einen sanfteren Tod, als jenen Zelantens gesehen, der unser Sprichwort mehr bestärket hätte. Er krümmte sich zwar erbärmlich auf seinem Sterbebette herum; er verschloß den Ermahnungen zur Buße seine Ohren. Man konnte seine Verzweiflung recht auf der Stirne lesen. Ein Freund, der Zelanten sehr gut kennete, näherte sich ihm, rufte ihn, aber Zelant gab kein Zeichen eines Lebens von sich. Der kaum merkliche Odem war noch das einzige Merkmal, daß Zelant noch nicht gestorben sey. Gut! sprach der schalkhafte Freund, ich will ihn bald wieder Leben machen. Er langte zwey Stück Geldes aus der Tasche; warf sie wechselweise auf den Tisch, daß es sehr laut tönte. Zelant von diesem Klang

erwe=

erwecket, richtete sich hastig im Bette auf; lächelte recht zufrieden seinen Freund an, und starb. Meine Anmerkungen werden überflüssig seyn, um zu zeigen, daß Zelant eben so gestorben, wie er gelebt habe. Man bedenke nur, daß der Klang des Geldes Zelantens niedlichste Harmonie in seinem Leben war, und man wird sich nicht verwundern, warum der Ton zweyer Geldstücke Zelanten so sanft eingewieget habe.

Ich sagte es gleich oben, daß unser Sprichwort in den meisten Fällen zutreffe, aber nicht in allen. Es giebt einige Menschen, besonders aus dem schönen Geschlechte, die sich frühe allen Gattungen der Ausschweifungen überlassen, und dann erst im Alter sich bekehren, fromm, und, wie viele behaupten, boshaft andächtig werden. Man pflegt ihnen einen gewissen, und ziemlich richtigen Namen zu geben, der mir itzt, zum Unglücke, nicht beyfällt. Wer die Lelia vor zwanzig Jahren gekennet, und der sie itzt noch zu kennen die Ehre hat, der wird diese Ausnahme sehr gegründet finden.

Lelia in ihrer Jugend das Leben der Gesellschaft; die Göttinn der Oper; die Zierde des Balls; in dem achtzehnten Jahre schön wie die Venus, aber eben so wollüstig, frech, und eitel im Anzuge; kurz, Lelia eine Rose, aber ohne Dörner, die dem kühnen, und wollüstigen Jünglinge Wunden drohen könnten. Lelia also von einem Haufen der Verehrer, und Anbether umlagert durchschwärmte die Besten ihrer Jahre. Selten erschien sie in den Tempeln; oder wenn sie erschien, so war es, um gesehen zu werden. Man liebte ihre Schönheit, aber nicht ihre Hand, um selbe mit dem heiligen Band der Ehe zu verknüpfen. Lelia veraltete unter diesen Ausschweifungen, und der dienstbare Nachttisch vermochte das in Falten gelegte Antlitz mit seiner Schminke nicht mehr eben zu machen; Leliens verschwundene Schönheit verscheuchte den Haufen ihrer wollüstigen Schmeichler. Und itzt beschließt sie es, einsam, weil sie keine Besuche mehr zu hoffen hat, in ihrem Zimmer den Tod zu erwarten. Ihr ganzes Geschäfft ist das Gebeth. Sie

ist

ist immer die erste in der Kirche, und die letzte daraus. Die Leute sind so verläumderisch, und nennen sie eine Bethschwester, aber, Gott weißt es, wie unrecht man ihr thut. Sie geht in die Kirche, um einen Stoff für ihre schmähsüchtige Zunge zu sammeln. Himmel! wie sie sich ärgern kann, wenn sie ein Frauenzimmer etwas netters geputzt in die Kirche eintreten sieht — ja diese, seufzet sie, ja diese kömmt auch nur, um — ich will nicht urtheilen, wer weißt, ob der Stoff ihrer bunten Andrienne schon bezahlt ist. Erblicket sie, daß sie mit einem Jünglinge redet — O diese ist entweders schon gefallen, oder sie ist dem Falle sehr nahe! Das ist nun ihre ganze Andacht. Man hat mich versichert, daß sie recht auferbaulich gestorben. Eine ihrer Gespielinnen sagte ihr noch auf dem Sterbebette, daß nun der Kranz jener wirklich verwelket sey — ja, stammelte Lelia, hab ich es ihnen nicht vorgesagt? Hoffart kömmt vor dem Fall, das wußte ich wohl — noch seufzete sie dreymal zu Gott; dankte ihm, daß sie nicht wäre, wie andere Leute, und verschied.

Unser Küster sagte mirs im Vertrauen, daß es sehr viele gebe, die meiner Lelia nicht unähnlich wären. Allein das verschlägt mir nichts; es bleibt doch in den meisten Zufällen wahr, daß man sterbe, wie man gelebet habe. Ich warte mit Verlangen auf den Tod meines Nachbarn, der itzt im fünfzigsten Jahre ist, und gewiß vierzig derselben durchlachet hat. Lacht er auch noch im Todenbette, so ist es eine ausgemachte Sache, daß unser Sprichwort, und meine Anmerkungen darüber ihre guten Gründe haben.

Und mit wie vielen Beyspielen könnte ich selbe noch unterstützen? Narses der unvergleichliche Krieger zu Friedenszeiten ist Beweis genug. Niemand aus allen seinen Ahnen hat so heldenmäßig fluchen können, als er. Wenn es sein Degen nicht vermag, so wird er doch mit etlich tausend Teufeln den Feind aus den Schanzen jagen. Narses überdenkt bey einem Glas Wein alle Vortheile, die er einstens dem Feinde abringen will. Und wenn sein kriegerischer Muth vom Geiste des Weins erhitzet wird; so speit

er

er Mord, und Tod aus, und ruft nach Kriege. Wirklich wird Narses zu seinem Regimente abgerufen; er soll zu Felde. Narses liest den Befehl, und zittert, vielleicht aus Begierde, seine Tapferkeit an Tage zu legen? Nein! in diesem Augenblicke, da er las, überfällt ihn ein Fieber. Nun muß er zu Hause bleiben, und seiner Gesundheit pflegen. — Das verwünschte Fieber, zittert Narses, ist noch eben recht angerückt! — Dieses Fieber der Zaghaftigkeit hat er Zeit Lebens nicht wieder verlohren. Aber Narses starb dennoch, als Held. Denn er fluchte, und sof, wie zuvor; machte Kriegsplane in seinem Zimmer, und hauchte endlich, seine gewöhnliche Waffen, das Glase, in der Hand haltend, seine kriegerische Seele aus. Er soll, ehe er noch starb, dem Großtürken, dessen Portrait nächst bey ihm hieng, eine drohende, und wilde Mine gemacht haben. Lauter Beweise, daß das Leben der Abriß, gemeiniglich der Abriß des Todes sey.

Geld regiert die Welt.

Man pflegt es den ungerechten Vorurtheilen der Welt beyzumessen, daß sie in dem Gelde eine so große, und uneingeschränkte Gewalt erkennet, welcher dieses ganze Runde unterworfen ist; daß sie es den Schlüssel aller menschlichen Handlungen aller Beförderungen; ja, sogar das Triebwerke des Glückes nennet. Allein die Erfahrung widerspricht dieser irrenden Meynung so dreiste, daß es gar keiner Beweise gebraucht, diese unbillige Beschuldigung von ihr abzulehnen. Das Geld ist in Ansehung der Welt gewiß alles das, was zu ihrer regelmäßigen Erhaltung, zu ihrer weisen Beherrschung noth-

nothwendig zu seyn scheinet. Das Geld macht Ansehen, und erhöhet; das Geld bildet tugendhafte, und rechtschaffene Menschen; das Geld erzeuget Verdienste, und Einsicht; das Geld theilt Gerechtigkeit aus, und erhält sie; das Geld verschafft Freunde, und Gönner. Würde aber die Welt ohne Macht, ohne Tugend, und Rechtschaffenheit, ohne Verdienst, und Wissenschaft, ohne Gerechtigkeit, ohne Freundschaft lange bestehen können? Man kann also mit gutem Grunde, ja, man ist gezwungen es zu sagen: **Geld regiert die Welt.**

Nunmehro, wenn man die Welt auf dieser Seite betrachtet, lassen sich alle wunderbare, und unverhoffte Zufälle sehr leicht entwickeln. Wenn die Welt das Verdienst eines Mannes nicht erkennet, so geschieht es nicht darum, weil sie boshaft ist, und geflissentlich vor dem Verdienstvollen das schalkhafte Auge zudrücket, nein! sondern weil das Verdienst an sich selbst dunkel, und unkennbar ist, wenn selbes der Schimmer des Geldes nicht in ein fühlbares Licht setzet. Man prü-

fe sie einmal. Amon besitzt viele Verdienste; er könnte der Welt, wenn er sollte dazu genützet werden, die ansehnlichsten Dienste leisten; aber Amon ist arm. Er kann seinen Ansuchungen mit dem Gewichte des Geldes keinen Nachdruck geben. Er sucht den gnädigen Herrn zu sprechen; aber der gnädige Herr ist entweders nicht zu Hause, oder hat Besuche. Denn mit leeren Händen sind die Bediente nicht zufrieden. Amon kömmt noch öfters, aber allzeit vergebens; denn, wie gesagt, Amon ist arm. Amons Verdienste modern also im Staube der Vergessenheit. Ist aber die Welt Ursache daran? Keineswegs. Amon sollte ihr nur mit Reichthum die Augen öffnen, sie wäre gewiß zu seinen Verdiensten nicht blind, wie sie es wirklich ist. Amon mag also immer über seinen Armuth, und nicht über die Parteylichkeit der Welt klagen.

Das Geld macht Ansehen, und erhöhet: wer diese Wahrheit nicht einsieht, muß einen geringen Vorrath am Verstande haben. Man durchschaue alle Würden, und Aemter, und

man

man wird kaum zehen finden, die nicht der Reichthum an sich gerissen. Bardo war Anfangs nur Pachter, und von sehr niederer Geburt. Seine Verschlagenheit sammelte sich Schätze, und mit diesen wuchs sein Ehrgeiz, sich empor zu schwingen. Sollte es wohl dem Bardo mislingen, seine Absicht zu erreichen? Nein! Bardo ist reich, also ein Mann von Verdiensten, ein Mann, der zu leben weißt. Er kauft sich ein Landgut, wo er den zahlreichen hungrigen Adel zu mästen die Ehre hat. Nun fängt er an der Welt nicht gleichgültig zu seyn. Die hohen Gäste nennen ihn ihren Freund, weil er freygebig ist, und ihnen ohne Zinse Geld dargiebt. Mit einem Worte: Bardo so unbekannt er zuvor war, so glänzend ist er itzt in den Augen der Welt, die es für Pflicht hält, den Bardo zu erhöhen. Ich wüßte zwar nicht, zu welchem Amt er Fähigkeit besäße. Außer dem Bischen Rechnen, und der wenigen ökonomischen Kenntniß, versteht er eben so viel, als der dümmste Kopf. Er hat in seinem Leben nichts studiret. Die

größte

größte Kunst, die er inne hat, sind List, und Ränke; seine Betrügereyen, und was sonst noch zu der Wesenheit eines Pachters gehöret. Aber desto besser läßt sich die Macht seines Geldes erkennen. Dieses hat ihm Ansehen verschaffet, dieses soll ihn nun eben auch erhöhen. Bardo erkauft sich um etlich tausend Thaler das Wörtchen von. Nun ist allem geholfen. Er darf bey Hof erscheinen. Seine Freygebigkeit macht ihn beliebt. Seine Verdienste sollen nicht unbelohnt bleiben, denn man weißt, welch große Summen er besitzt. Endlich hat ihn die Wirksamkeit seiner Karolinen in einen Oekonomierath umstaltet. Welche Veränderung! die er aber allein seinem Reichthum zu verdanken hat, ohne welchen er immer der niederträchtige Pachter würde verblieben seyn. Die Welt hat angefangen seine Verdienste zu kennen, so bald sie erfahren hat, daß er reich wäre. Ist sie aber darum ungerecht?

Man verknüpfe die beeden Karaktere des Amons, und Bardo; man überdenke sie ohne Vorurtheile, so wird dieser Einwurf eben

eben so bald verschwinden, als ihn unsre erhitzte Phantasie erzeuget hat. Amon, ich läugne es nicht, ist der arbeitsamste Mann, der seine Pflichten sehr genau einzusehen gelernet; er hat sich mit allen jenen Kenntnissen mühsam bereichert, die, dem Staate nützliche Dienste zu leisten, erforderlich seyn können. Er glaubte, es wäre Pflicht, da er weder von Geburt, weder von Reichthum andere Vortheile zu erwarten hätte, seine Talente so auszubilden, daß er kein unbrauchbares Glied seines Vaterlandes möchte genennet werden. Er sucht Unterhaltung, aber nicht Ueberfluß; weil sich dieser ohne Ungerechtigkeit kaum finden läßt. Er sucht zu nutzen, aber nicht reich zu werden. Stellen wir itzt diesem Gemälde eines rechtschaffenen, und verdienstvollen Mannes, unsern neugebackenen Baronen, den Bardo, an die Seite, welcher aus beeden ist wohl der klügeste? Bardo mit seinem leeren Kopf, und vollen Beuteln, oder der arme Amon? Amon, sage ich, der nicht einmal so viel weißt, daß Geld die Welt regieret, und der

es

es für niederträchtig, ja für eine Schande hält, sich mit Geld ein Amt zu kaufen, das nur dem Weisen vorbehalten seyn soll? Der die natürliche Ordnung der Welt, dessen Erhaltung allein von dem Gewicht des geprägten Erztes abhängt, zerstören will? Hat er denn niemals gelesen, daß dem Geld alles gehorsame? Und er ist noch so widersinnisch, und will sich ein Ansehen, ein Amt durch Verdienste erringen? — Gewiß! Bardo schließt zehnmal vernünftiger. Wer Geld hat, schlägt sich überall durch: auf diesem Grundsatze ruhet nun das ganze Gebäude seines Glückes, zu dem er, oder seine Fähigkeiten nicht das wenigste beygetragen. Denn allein sein Geld hat ihn in einen solchen vornehmen Narren umstaltet, der itzt die Bewunderung des Pöbels ist. Mir wird ers doch verzeihen, daß ich größere Ehrfurcht gegen seine Geldbörse, als gegen seine Person trage.

Um die Gewalt, und Macht des Geldes über die Welt, besonders in Austheilung der Würden, und Aemter recht überzeugend darzuthun,

zuthun, kann unser Städtchen die Probe machen. Die mehresten, die in Ehrenstellen glänzen, haben es ihren alten Thalern zu danken, daß sie itzt das sind, was sie ohne Geld nimmermehr hätten werden können. Ich mache sie meinen Lesern bekannt, weil ich glaube diesen Herrn eine große Ehre dadurch zu erweisen. Sie verlieren nichts dabey; wenn einige mürrischen Köpfe über ihre Karaktere lachen sollten, so lachen sie gewiß mehr über die Wirksamkeit ihres Geldes, als über ihre eignen Personen. Hier ist nun die Liste.

Balthasar von Jörgen der Arzneykunst Doktor, und **Stadtphysiker**; eine ansehnliche Maschine. Vor zwey Monden kam er hier an. Er zeigte einem **Hochwohlweisen**, und **Hochwohledeln Magistrat** seine Doktorsbriefe von der Universität, die sehr schön geschrieben waren: ein sicheres Merkmal, daß er die Schreibertaxe verdoppelt haben muß. Zwölf Pfund Sterlinge gaben seinem Ansuchen Gewicht. Er hat einen großen, und weitschichtigen Verstand,

denn

denn sein Vermögen erstreckt sich über fünftausend Thaler. Von der gewöhnlichen Prüfung hat er sich losgekaufet. Der Herr Bürgermeister nahm gar keinen Anstand, seinen fünftausend Thalern seine Tochter zur Ehe zu geben, und nun hat ihm sein Geld die Ehre zuwegen gebracht, mit den vornehmsten Häusern unsers Städtchens in Verwandtschaft zu stehen. Neben dem hat er noch ein reiches Erbtheil zu hoffen. Bekömmt er dieses, so wird seine Wissenschaft fühlbar zunehmen, da man itzt schon so gütig ist, und ihn einen Narren schilt. Es läßt sich auch wahrscheinlicher Weise nicht zweifeln, daß er alsdann auf methodische Art unser Städtchen zu einem Freithofe machen wird: denn er hat ein mitleidiges Herz, und sieht die Kranken nicht gerne leiden.

Von dem Herrn Kriegs- und Stadtkassier, ehmaligen Kommandanten, weißt es jedermann, daß das Geld sein Beförderer war. Schon in der Wiege kaufte ihm sein seliger Vater eine Kadetenstelle. Dieser junge Held wuchs zu ungemeinem Troste seiner sorgfäl-

tigen Aeltern auf, wie eine Felbe. Lernen durfte er nichts, denn reicher Leuten Kinder haben dieser Possen nicht nothwendig, so lange das Geld die Welt regieret. Unser junge Officier wurde vermittelst einiger Louis d'or zum Stadtcommandanten ernennet, und viele verdiente Männer mußten es geschehen lassen, weil sie arm waren. Allein dieses Amt, so ruhig es immer ist, schien unserm milchbärtigen Krieger zu mühsam. Das Städtchen wurde durch herbe Zufälle in Verlegenheit gesetzt; die Schuld schob man meistens auf die schlechte Einrichtung der Kriegs- und Stadtkasse; der Herr Kommandant erboth sich, eine ansehnliche Summe ohne Zinse herzuschießen, wenn man ihn zum Kassier erheben sollte: der Antrag gefiel: und die zahlreiche Summe ohne Zinse hat ihn nun zum Kriegs- und Stadtkassier gemacht; itzt hat er endlich die erwünschte Muße gefunden. Was mir am wundersamsten vorkömmt, so verwaltet das nämliche Geld, das ihn erhoben, auch so gar sein Amt. Es hat ihm zween Schreiber aufgedingt,

dingt, die alles das versehen müssen, zu welchem entweders ihr Herr zu träge, oder zu ungeschickt ist.

Wie lange müßte ich meine Leser mit solchen beamteten Narren unterhalten, wenn ich ihnen die Regierung des Geldes über unser Städtchen in mehreren Karakteren begreiflich machen sollte? Genug: ich kenne von dem Herrn Bürgermeister bis auf den Stadtschreiber kaum drey, die nicht ihr Reichthum empor geschwungen hätte. So gar in gemeinen bürgerlichen Glückeswechslungen äußert es seine Herrschaft. Es starb unser Küster, und viele Bürger, die gern ihr Brod im Müssiggange essen, geriethen in Gährung, und stürmten das Pfarrhaus; denn bey uns ist dieses noch die einzige Gewalt, welche man dem Herrn Pfarrer gelassen, sich einen Küster nach Gefallen zu wählen; das unserm Städtchen noch so ein ziemlich christliches Aussehen giebt. Die Herrn Kanditaten, wie gesagt, waren sehr zahlreich; aber für den Pfarrer nicht bedenklich, weil noch keiner mit Nachdruck sein Ansu-

chen

chen vorgebracht hatte. Hanns der schlaue Schneider merkte den Fehler, und war glücklich genug, ihn zu verbessern. Er verschwendete sein ganzes Erbtheil, das in einer alten Denkmünze bestund, die sein seliger Vater in dem letzten Franzosenkriege erbeutet. Und Hanns sollte nicht Küster werden? Man hätte nur das zufriedne Lächeln des Herrn Pfarrers sehen sollen, da er die Münze betrachtete — Dieses alte Denkmal wollt ihr mir verehren? — Nein, Hanns! ihr braucht es besser, als ich, nimmt sie also — Herr Pfarrer, was kann mich dieses Metall nützen? Nichts, gar nichts. Bey ihnen kann sie für eine Kostbarkeit gelten; wollten sie meiner Bitte keinen Platz geben? Das Küsteramt, das wäre ein Brod für mich! — Nun, mein guter Hanns, ihr seyd doch ein ehrlicher Mann, auf mein Wort. Ihr verdienet es, ihr sollt Küster seyn — Da sehe man, was eine alte Denkmünze vermag, und wie glücklich Hanns durch selbe geworden ist!

Aus diesem läßt es sich nun sehr leicht bestimmen, wie hoch eigentlich die Preise seyn

können, um welche man in unserm Städtchen eine Ehrenstelle einkramen kann. Das Bürgermeisteramt braucht einen verständigen Mann, dessen Vermögen sich wenigstens auf 40,000 Gulden erstrecken muß? 2000 kostet die Würde; das übrige ist zu einer weisen Regierung unumgänglich nothwendig. Die Einkünfte aber gehören zur standesmäßigen Unterhaltung der Familie.

Zu dem Stadtrechnerdienste wird ein witziger Kopf erfodert. Doch glaube ich, daß diese Stelle über 1000 Livres nicht kommen sollte.

Unser Herr Stadtconsulent ist ziemlich bey Jahren. In Ansehung seines Armuthes ist es ihm vergönnet worden, dem, der Muth genug hat, seine einzige Tochter zu heurathen, sein Amt abzutreten. Das Mägdchen, außer dem, daß sie schielt, einen dicken Hals hat, und hinket, ist ganz hübsch, und unter 200 gewichtigen Ducaten nicht zu haben.

Das Stadtphysikat sieh oben den Herrn Balthasar von Jörgen rc.

Item Kriegs= und Stadtkassieramt rc.

Stadt=

Stadtsekretariat vacat. Wenn der Herr Kanditat, der sich diese Stelle wünscht, leserlich schreiben kann, und sich etwann 100 Thaler will kosten lassen, so hat es keinen Anstand. NB. Aber wenigstens muß er eine gute Hand haben.

Den Preis einer Rathsherrnstelle, es mag hernach des innern, oder des äußern Rathes seyn, bestimmt die Frau Bürgermeisterinn. Wer sich mit dieser gut abfinden kann, und ich glaube ein Aufsatz von feinem sächsischen Porcellain; der etwann ein paar Karolinen kostet, wäre in diesem Falle die wirksamste Materie, der kann sich schmeicheln, daß er nicht mehr weit von einer Rathsherrnstelle entfernet sey.

Was die übrigen Taxen niederer, und schlechterer Aemter anbelangt, so verdienen sie hier nicht angemerkt zu werden. Da das Sprichwort: **Geld regiert die Welt**, einem jeden bekannt ist, so wird er sich eben auch darnach zu richten wissen.

So weit, und mit so unumschränkter Macht beherrscht nun das Geld unser Städtchen:

wer sich in der Welt umgesehen hat, wird vernünftiger Weise über unsre Narrheit nicht lachen können, daß wir uns vollkommen der Tyranney des Geldes unterworfen, und Verdienste in vollen Börsen bewundern. Was ich hier im Kleinen abgeschildert, das stellen große bevölkerte Städte und Höfe in erhabnern Zügen dar. Der Greis, der Jüngling, der Mann, der Hohe, der Niedere, alle küssen das Zepter des Geldes; alle werfen sich vor dem Throne dieses Monarchens hin, und erwarten von ihm ihr Glück, und Beförderung. Handeln sie aber niederträchtig; oder sind sie des Spottes würdig? Ich denke nein, weil sie mir alle zu Beweise dienen, indem sie eine so große Macht in dem Geld erkennen, daß das Sprichwort ein Wahrwort sey: **Geld regiert die Welt.**

Was ich oben von den Würden, und Ehrenstellen gesagt, das läßt sich auch von Tugend, und Rechtschaffenheit verstehen. Ein Mann ohne Geld ist ein tönendes Erz, und eine klingende Schelle. Er ist ein Betrüger, dem man nichts zutrauen kann; man weißt

zwar

zwar nichts Böses von ihm, aber das ist genug, daß man weißt, daß er arm ist. Tugend, und Rechtschaffenheit also sind, wie das Verdienst, nur in so weit kennbar, je ansehnlicher, und größer das Vermögen ist. Oder ein Mann der tausend Thaler reich ist, fängt wirklich an tugendhaft zu seyn; bringt ers noch höher, so steigt er auch, je nachdem sein Reichthum wächst, höher auf die Stufen der Tugend. Wer ist rechtschaffner, als Memnon? Er ist bescheiden, denn er redet mit niemand, der auch nur einen Grad unter ihm ist, der hat das schätzbare Glück von ihm verachtet zu seyn. Er ist gutthätig; denn er würde zehn Arme verschmachten lassen, ehe er von seinem Ueberfluß nur einen Blafert hingäbe; er ist so menschenfreundlich, daß er keinem seine Hilfe versagt, wenn je was zu gewinnen ist. Er ist fromm, und andächtig, denn er kömmt alle Jahr gewiß einmal in die Kirche. Und dieser Memnon soll rechtschaffen, soll tugendhaft seyn? Ja, er ist es. Hören wir das Urtheil der Welt von ihm. Die Weysenkasse

senkasse fodert einen Mann, der gewissenhaft in seinen Handlungen; treu in Verwaltung seines Amtes; christlich in seiner Denkungsart; menschenfreundlich gegen diese vaterlosen Kinder, gottesfürchtig und genau in Bewahrung ihres Erbtheiles, mit einem Wort, einen Mann, der mit der strengsten Redlichkeit alle Tugenden zu verbinden weißt. Und Memnon? — wirklich Memnon ist Weysenpfleger; sein Geld hat ihn der Welt, als einen solchen Mann vorgestellet, der rechtschaffen und tugendhaft genug ist, der Weysenkasse mit Treue vorzustehen. Konnte sie weniger thun, als ihm gehorchen? Zu deme ist der schalkhafte Memnon in das rechte Fach gesetzet worden; seine Tugenden werden sichtbar zunehmen, und ich zweifle keineswegs, daß man ihn in wenig Jahren den rechtschaffensten Räuber nennen wird!

Ich komme nun auf die Gerechtigkeit, ohne welche die Welt bald in ihr altes Chaos zurückfallen würde, und behaupte, daß sie das Geld befördert, und erhält. Der schlaue

Bli-

Kliton hat die Wahrheit dieses Satzes durch die Erfahrung einsehen gelernet. Er führte Processe. Seine Sache war so gerecht, daß er an einem guten Ausgang nicht zweifelte. Zu seinem Unglücke wußte er damals noch nicht, daß die Waagschale der Gerechtigkeit sich immer auf jene Seite neige, wo man mehr aufzulegen pflegt. Wie erschrack er, da er den Proceß verlohr. Er bath sich die Acten aus; vermummte sich, und gieng zu einem Rechtsgelehrten. Der theure Mann durchlas die Acten, schüttelte den Kopf, und sprach: Hören sie, mein Freund, ihre Sache ist nicht mehr zu verbessern (denn er sah den Kliton, als einen armen Bürger an, von dem nichts zu gewinnen wäre) aber mein Herr, erwiederte der verkappte Kliton, man hat mir doch immer Muth zugesprochen, daß meine Sache gerecht wäre, und ich mir weiter nichts zu fürchten hätte. Das ganze Wohl meiner Familie hängt von diesem Processe ab. Wollten sie sich meiner nicht annehmen? Da ich ihre Gerechtigkeitsliebe, und ihre Gelahrtheit kenne, so zweifle ich

keinen Augenblick daran. Sehen sie, ich mache mit 6 Ducaten den Anfang, und werde auch nicht aufhören ihre Mühe ferners mit mehrerem zu belohnen — Gut, ich will die Acten nochmals durchlesen. Kommen sie also Morgen wieder, mein Freund, kann ich ihnen nützliche Dienste leisten, so werde ich aus Liebe zur Gerechtigkeit mich dazu verbunden finden, nehmen sie hier ihre Ducaten wieder — Nein, sagte Kliton, der sich kaum des Lachens enthalten konnte, nein, ich nehme sie nicht wieder. Es ist eine Erkenntlichkeit von mir, und ich werde sie zu verdoppeln wissen. Ich empfehle mich ihnen; Morgen um 8 Uhr werde ich in ihrem Zimmer erscheinen — Hier gieng Kliton nach Hause.

Nun fängt die Gerechtigkeit an, wieder zu erwachen. 6 Ducaten haben ihr den Schlaf in einem Augenblicke aus den Augen gerieben; Kliton war Anfangs zu dumm, und glaubte seine Sache redete von sich selbsten, ohne daß er ihr die Sprache des Geldes beylegte. Er verlohr also natürlicher

Weise,

Weise, obwohlen die Gerechtigkeit sehr vieles dabey zu leiden hatte, den Proceß. Aber wie man immer durch Schaden klug wird, so lernte er auch, daß die Gerechtigkeit mit leeren Händen nicht zu finden seye. Er verkleidete sich, und sprach einen Rechtsgelehrten; er übergab ihm die Acten. Allein sie waren dem Federhelden entweder nicht verständlich, oder nach dem schlechten, und armen Aufzuge Klitons immer gerecht genug abgefaßt. Freund, sagte er, und schüttelte den Kopf, ihre Sache ist nicht zu verbesseren — Kliton verstund diese Redensart. 6 Ducaten? O kommen sie nur Morgen wieder, es wird sich alles geben! — Wer hätte mit Kliton nicht lachen sollen? Wahrhaftig! diese göldene Stützen erhielten die wankende Gerechtigkeit, und beförderten sie sehr schleunig.

Kliton besuchte des andern Tages seinen Advocaten, der schon fünf Bögen überschmieret hatte. — Wie haben sie die Acten befunden, strenger Herr? — Es ist ihnen Unrecht geschehen, geiferte der mit Dienten bespritzte Plauderer; geben sie sich zur Ruhe; ihr

Pro=

Proceß ist so viel, als gewonnen. Aber Adpellation kostet Geld, und diese Schriften, die ich zu ihrer Vertheidigung aufgesetzt, verstehen sie mich? — Gestrenger Herr, sie machen sich unendlich um mich, und meine Familie verdient; Gott müsse ihre Arbeit belohnen, da ich es nicht im Stande bin — Ja, alles aus Liebe zur Gerechtigkeit, damit die Welt nicht zersplittere; aber, wie gesagt es kostet Geld, lassen sie sich nichts gereuen — Nichts im geringsten hochgelahrter Herr, keiner ihrer Schritte soll unbezahlet bleiben; nehmen sie indessen diese Louisd'or, als ein Merkmal meiner Erkenntlichkeit an — Ihr ergebner Diener, mein Herr. Sie sind wirklich gar zu gütig. Ich werde nichts ermangeln lassen, ihr Wohl zu befördern. Die gerechte Sache dringt allemal durch — Wirklich ist die Adpellation sehr gut ausgefallen, und der Proceß zum Vortheil des Klitons geendiget worden. Ich machte ihm Visite, um meine Glückeswünsche abzulegen. Aber er nahm, ohne ein Wort zu reden, mich bey der Hand, und führte mich zu seinem

nem Geldkästgen; hier, Freund, hier statten sie ihre Glückeswünsche ab. Um 300 Gulden mußte ich die Gerechtigkeit, die doch immer auf meiner Seite war, erkaufen. Hätte ich meinen Advocaten, durch den ich die Adpellation bewerkstelligte, nicht durch eine alte Perücke, und schlechten Kittel getäuschet, so würde dieser Rest, den sie da sehen, auch noch zu einem Opfer der Gerechtigkeit geworden seyn. Der gute Mann ist sehr betreten, da er nun weißt, daß er mit einem reichen Mann zu thun hatte. Ungeduldig beißt er sich die Nägel von den Fingern, und jammert, daß er diesesmal seine Gerechtigkeitsliebe so wohlfeil hingegeben hätte — Ich mußte herzlich über die Arglistigkeit des Klitons lachen, der seine Rolle so trefflich zu spielen wußte!

Unterdessen glaube ich, daß meine Anmerkung nicht überflüssig seyn werde, daß, wenn die Herrn Advocaten sprechen: Aus Liebe zur Gerechtigkeit übernehme ich die Vertheidigung ihrer Sache: es eben so viel sagen will: als, aus Liebe zu ihren harten Thalern

will ich ihnen Gerechtigkeit verschaffen. So wie es mehr nicht zu bedeuten hat, wenn man zu sagen pflegt: der Sohn ist so tugendhaft, wie es sein Vater war, als daß er der einzige Erbe des Vermögens seines seligen Vaters sey. Ich rathe also jedem, der Processe führet, so bald er von Gerechtigkeitsliebe sprechen höret, seine Hände zu öffnen; wenn er gewinnen will. Denn diese Liebe erlischt ohne Nahrung, weil sie unmittelbar von der Gerechtigkeit abhängt, die ohne Geld weder befördert, weder erhalten werden kann.

Ich habe nun die Wahrheit unseres Sprichwortes: **Geld regiert die Welt**: sehr gründlich erwiesen; und ich könnte noch etliche Bögen voll schreiben, * wenn ich alle Bündnisse, alle Freundschaften, die das Geld stiftet, erzählen wollte. Wie viele kenne ich, die

* Dieses ist eine gewöhnliche Formel der Autoren: wenn sie nichts mehr wissen, so sagen sie immer, sie könnten noch etliche Bögen voll schreiben — Damit man ihre Gelahrtheit ein bisgen bewundern soll. Anmerkung des Herausgebers.

die aus gnädigen Fräulen adeliche Viehmägde geworden sind, die ihre Hand einem Hausmeister geschenket, dessen Reichthum ihren Ahnenstolz gedemüthiget hat. Die Ehen, pflegt man zu sagen, werden im Himmel geschlossen; vielleicht mag dieses Sprichwort auf unsere frommen Voraltern passen, in unsern Zeiten ist es unläugbar falsch, und muß heissen: Die Ehen schließt das Geld auf Erden. Ich will diese Wahrheit nicht weiter ausführen, da sie sich täglich vor unsern Augen erneuert, und bestättiget. **Merald** der alte Geizhals wünscht seine Tochter an Mann zu bringen. **Krison** bittet um ihre Hand, aber **Merald** hat seine Ursachen, warum er sie ihm abschlägt. Denn **Krison** ist arm. Zwar ist er ein rechtschaffener Mann, und hat so viel gelernet, daß er durch seine Kunst eine Frau standesmäßig unterhalten kann. Allein das ist schon Fehler genug, daß er kein Geld besitzt, welches unserm alten Geldklumpen das Jawort abpressen würde. Nun kömmt eine frisirte Windpumpe und verlangt Meraldens Tochter. Sein

Erb=

Erbtheil låuft auf 6000 Pfund Sterling, die aber diesem reichen Müssiggånger selbsten auf zwey Jahre kaum zureichend seyn werden. — Pol! schnarret der Geizhals, was das für ein Glück ist, mein Kind! nimm ihn (seine 6000 Pfund Sterling meynte er) es kann dir nicht Uebel gehen — Die Tochter weigerte sich, aber das Geld beschloß wider ihren Willen die Ehe. Nach drey Jahren war der ganze Reichthum durchprasset, und der gute Merald mußte seine Tochter zu Hause ernähren. Die ganze Stadt lacht nun über ihn. Ich aber lache über die 6000 Pfund Sterlinge.

So geht es eben mit Freunden, und Gönnern. Tausend Gulden verdienen eine Treue, zweytausend eine ewige Freundschaft. Steigt die Summe höher, so kömmt es auf bereitwillige, treugehorsamste, und bis zur Asche pflichtschuldigst ergebene, und demüthigste Knechte. Man wird mir einstreuen, diese Freundschaften dauren gemeiniglich nicht långer, als der Reichthum, und das Geld. Ich lasse es zu. Aber eben daraus erhellet

die

die Macht des Geldes über die Welt, welches itzt Freundschaften stiftet, itzt selbe nach Gefallen zertrümmert. Genug! es bleibt eine unwidersprechliche Wahrheit; daß das Geld die Welt regiere. *Pecuniæ obediunt omnia.* *

---

* Aus diesem Sprichelgen erhellet, daß der Verfasser kein gemeiner Lay, sondern in den áltesten Schriftstellern des Latiums sehr belesen gewesen seyn muß. Anmerkung des Herausgebers.

Aus Kindern werden auch Leute.

Man muß, um sich einen ächten Begriff von diesem Sprichworte zu machen, alle Worte genau erwägen. Ich sprach viele Gelehrten, aber sie waren nicht einig, was eigentlich durch selbes angedeutet werden soll. Dem müstischen Verstande nach, soll es, ihrer Meynung zufolge, beynahe so viel heissen: Das Kind gelangt endlich zu jenen Jahren, in denen sich die Kräften der Seele entwickeln, und der Verstand erwachet. Von der Vernunft geleitet, durch Erziehung, und Religion aufgekläret lernt es das Böse,

und

und Gute kennen. Und da jenes in sich selbsten scheußlich, und hassungswürdig, dieses aber liebenswürdig ist; so folgt ein entscheidendes Urtheil, durch welches es das Gute wählet, und das Böse verabscheuet. Kurz! bey dem Licht der Vernunft, welches ihm die reifern Jahre angezündet, erkennet es den Kindertand, verwirft die Leichtsinnigkeit; schämt sich der Puppenwerke, und bestrebet sich nach männlicheren Sitten, nach Tugend, und Rechtschaffenheit, welche unter dem Worte **Leute** müssen verstanden werden. Es höret also auf Kind zu seyn.

So wenig unsre frommen Voraltern an dieser Auslegung vielleicht würden zu tadeln finden; so wenig kann ich mit ihr in unsern Zeiten zufrieden seyn. Erziehung, Religion, Tugend, Rechtschaffenheit, fremde Namen! deren Bedeutung heut zu Tage nur ein leerer Schall ist. Oder wenn nach diesen Begriffen das Wort **Leute**, das ist das Gesetzte, das Anständige in den Sitten muß verstanden werden, wie viele fünfzig, und sechzig jährige Fratzen können wir zählen, die unser

Sprichwort vereiteln, und von denen es sich in keinem Verstande sagen läßt, daß sie aus Kindern Leute geworden? Ueber das wird diese metaphysische Auslegung von dem größten Theile der Menschen, die doch unser Sprichwort immer im Munde führen, nicht verstanden. Und sie fodert wirklich von einem Kinde unsers Jahrhunderts zu viel, das, obwohlen es schon fünfzehen Jahre alt ist, alle Gattungen des Spiels versteht; gut tanzt; das Geld kennet, und vernünftig betrügen und schimpfen kann; dennoch noch zu zart, zu junge ist, die Kenntniß des Bösen, und Guten zu erlernen, viel weniger durch ein entscheidendes Urtheil eine gute, und glückliche Wahl zu treffen. Es würde also unser Sprichwort dieser Auslegung nach nichts bedeuten, und eben darum aufhören, ein Sprichwort zu seyn, welches sich ohne Nachtheile unsrer Voraltern, von denen wir es unläugbar ererbet haben, nicht einmal vermuthen läßt, die uns durch die Sprichwörter eine Wahrheit anzeigen wollten, die, durch die Erfahrung gegründet, in die Verbesse-

besserung der Sitten einen Einfluß haben sollte. Ich gestehe es, daß wir in vielen Stücken von ihrem Beyspiele abgewichen sind; allein so viel ist gewiß, ohne mich in die wichtige Frage einzulassen: ob sich diese Abweichung nur auf Zufälligkeiten, oder auf das Wesentliche gründe? daß wir ihrer Sittensprüche noch nicht vergessen haben. Welches, ohne Zweifel, der stärkste Bewegungsgrund ist, daß sie auch itzt noch ihre Bedeutung haben müssen.

Ich wage es also, und ich schmeichle mir um so mehr, den ächten, und auf unsre Zeiten schicklichen Verstand dieses Sprichwortes entdecket zu haben, je aufmerksamer ich auf alle Umstände war, in denen man es zu gebrauchen pflegt. **Aus Kindern werden auch Leute**, das hören wir sehr oft; und gemeiniglich ist es ein Zeichen unsrer Verwunderung. Wir kennen einen Knaben, der mehr nicht, als acht Jahre alt ist; wir scherzten mit ihm, und das drollichte Kind verkürzte unsre müssigen Stunden. Gesetzt, wir müssen uns entfernen, und zwölf Jahre se-

hen wir diesen Knaben nicht mehr. Ein gählinger Zufall giebt ihn unserm Auge wieder, aber ganz umstaltet; groß, schön gebildet, gut frisiert, anständig gekleidet; er kennet uns, wir ihn nicht: er giebt sich zu erkennen — Was! sie sind es? — Rufen wir erstaunungsvoll auf, sie sind es? — Sie, mit dem wir so oft in ihrer Kindheit gescherzet? — Nun, das müssen wir gestehen, daß wir sie nicht mehr würden erkennet haben — Es bleibt doch das alte Sprichwort, ein Wahrwort: **Aus Kindern werden auch Leute!** —

Das ist nun die ganze Anwendung, welche man von diesem Sprichworte macht, und daraus ich ohnwidersprechlich den ächten Verstand desselben bestimme. Das natürliche Wachsthum; die materialische Größe des Körpers; die feine Bildung eines Menschen, den wir in seiner Kindheit noch kennten, und den wir nach dem Verlauf einiger Jahren wieder erblicken; unsre Verwunderung darüber, zwingen uns dieses Zeugniß ab; wäre aber die Größe der Seele, die Bildung des

Herzens, das Gesetzte, und Männliche der Sitten der Gegenstand unseres Erstaunens: würden wir wohl in einem Augenblicke durch bloßes Anschauen aufrufen können, daß aus Kindern Leute werden? Zumalen da sich diese guten Eigenschaften nur sehr langsam, und nicht anders, als durch langen Umgang errathen lassen. Ich zweifle keinesweges, man werde diese Erklärung des Sprichwortes: aus Kindern werden auch Leute, billigen; da sie so wichtige Vortheile in sich schließt, und viele, sehr viele alte Narren, deren graue Haare eben den kindischen Kopfe, wie im neunten Jahre, bedecken, in Leute umstaltet. Da sie aus einer knottichten Perücke einen Mann hervorgucken läßt, von dem man billig zweifelt, ob er nicht mit jedem Jahre läppischer geworden sey. Da sie Jünglinge, die im zwanzigsten Jahre nicht mehr Verstand haben, als der Hampelmann, mit dem sie im achten noch tändelten, zu denkenden Geschöpfe bildet. Mit einem Worte: der Vorwurf, daß so viele das Kindische mit fortgerückten Jahren noch

nicht verlohren, und also keine Leute geworden sind, wird in meinem Plane auf einmal verschwinden. Wie frohe wird Serpil seyn, wenn er diese Anmerkungen zu lesen Zeit findet. Er weißt es, daß man seiner spottet, und ihn in seinem greisen Alter noch ein Kind nennet. Aber nunmehro wird es ihm ein leichtes seyn, diesem Vorwurfe der Spötter zu entgehen.

Ich läugne es nicht: Serpils Handlungen verrathen seinen Charakter deutlich genug. Er lernte in seiner Jugend nichts, weil seine lieben Aeltern jede Anstrengung seinem zärtlichen Naturell schädlich fanden. Er ward durch Müssiggang reich; denn er erbte ein ansehnliches Vermögen, das sein Leben bequem macht. Er heurathete, nicht eine Gattinn zu haben, mit der er die häuslichen Sorgen theilen könnte, oder die weitschichtigen Pflichten des heiligen Ehestandes, als Vater, und Gatte zu erfüllen. Nein, er heurathete, weil es so Mode ist, sich eine Aufwärterinn zu dingen, die ihn bedienen muß, damit seinem Leben keine Gattung der

Gemäch=

Gemächlichkeit fehlen möchte. Er trinkt, ißt, und schläft, und das that er auch als Kind. Er ist eben so eigensinnisch, daß er alles, was ihm zu Sinne kömmt, ohne Verzug haben muß. Wirds ihm nicht gereichet, so lärmt er, wie ein Kind, dem man die Puppe nicht geben will. Er pflegt für die Langweile zu malen; er schnizelt sich eine Stadt aus Papiere, er künstelt bald diese, bald jene Tändeley aus, und was er diesen Tag gemacht, das zertrümmert er den andern wieder. So wie es Kinder gewohnt sind. Kein größeres Unglück für ihn, als wenn er aus Wohlstand in Gesellschaft muß. Man redet von Staatsangelegenheiten, er schläft ein, weil er nichts zu antworten weißt. Man verlangt sein Gutachten, er fragt mit einem kindischen, und oft wiederholten was, von wem die Rede gehe. Man betrachtet ein Gemälde, und urtheilet davon; er reißt den Mund aus seinen Angeln, und gaffet es mit aufgesperrten Augen an; sein Urtheil darüber ist lächerlicher, als mans von einem Knaben kaum hätte erwarten kön-

 nen.

nen. Die rothe Farbe, die dem ganzen Bilde seinen Werth benimmt, gefällt ihm über alles, weil sie frech in das Auge spielt. Einer in Gesellschaft trug an der Uhrkette ein Glöckgen. Dieses reißt Serpils ganze Aufmerksamkeit an sich. Er staunt über diese witzige Erfindung, und wünscht sich das Glöckgen. Er bittet sich es von dem Eigenthümer aus; aber dieser schalkhafte Mann, der mit ihm Spaß haben wollte weigert sich. Serpil wird hastiger in seinem Ansuchen; endlich erhält er so viel, daß dieser Herr es verspricht, ihm eines von Nürnberg zu bestellen. Nun schläft Serpil nicht mehr ruhig, und er hat in einer Woche zehnmal fragen lassen, ob das Glöckgen von Nürnberg noch nicht angekommen sey. Zu Hause hat er eine Schießscheibe, mit der er sich manchen Tag verkürzt. Bald der Polz das Schwarze berührt, so trillert sich ein Männchen hervor. Er schätzt sie, diese Scheibe, höher, als seine Gemahlinn. Lieber verlöhre er das beste Pferd aus dem Stall, als diese Scheibe.

Diese

Diese Beschäfftigungen haben ihn dem Gelächter der ganzen Stadt ausgesetzt. Man erblicke ihn nur von Ferne, so heißt es: ha! da wallt Serpil, das alte Kind, daher; denn er hat sich so albern bis auf das sechzigste Jahr hinaufgetändelt. Allein wie gewissenlos, und boshaft diese Verläumdung sey, erhellet aus dem von mir festgesetzten Verstand unsers Sprichwortes. Man beurtheile ihn nach dieser Vorschrift, ich meyne, nach dem äußerlichen Anscheine seiner Person, und nicht nach der innerlichen Beschaffenheit des Gemüthes, der Neigungen, und des Verstandes, so erblicket man an ihm einen Mann, von welchem es sich in der That sagen läßt, daß er, nach unserm Sprichworte, aus Kind, Leut geworden sey; denn Serpil ist sechs Schuhe lang; und zwey, und ein halber machen den Durchschnitt seines gemästeten Körpers aus. Und Serpil sollte noch Kind seyn? Ja, wenn wir seine läppische Tagesordnung durchforschen, seine Neigungen untersuchen, seine Geschäffte ausspüren, so ist er im sechzigsten Jahre noch

eben

eben das, was er im achten war. Aber das ist gerade wider den Begriff des Sprichwortes: aus Kindern werden auch Leute, dem wir durch unsern täglichen Gebrauch keine weiteren Gränzen, als jene, der Größe des Körpers, gesetzt. Unser Urtheil zeigt es von selbsten an, daß wir darunter weder das Wachsthum der Seele, weder die Bildung des Herzens verstehen. Und in diesem Gesichtspuncte ist Serpil ein Mann, der seine drey Zentner wiegt, obwohlen seine Seele, wie man zu reden pflegt, Hopfen leicht ist, und folglich auch kein Kind mehr. Bringe ich diesen guten Mann so weit, daß er mir jener Namen, welche ihm solche Vorwürfe machen, überschickt, so soll er an mir einen Vertheidiger finden. Vielleicht habe ich alsdann das Glück, diese Abhandlung mit einem merkwürdigen Zusatz bejahrter Fratzen zu vermehren, die zwar Alter, und Größe mit Serpilen gemein haben, aber in der Thorheit ihm noch lange vorgehen. Gesetzt, daß mir dieser Streich gelingt, so wird es mir nicht sauer werden, ihren Beyfall über mei-

ne

ne Erklärung des Sprichwortes zu erringen, oder wenn sie hartnäckig genug sind, und fortfahren über den dicken Serpil zu lachen, sie aus der Zahl vernünftiger Menschen auszuschliessen.

Meine Meynung von dem Sprichworte: aus Kindern werden auch Leute, wird desto wahrscheinlicher, je aufmerksamer ich die Handlungen und Urtheile der Menschen durchspüre. Wie viele rühmet man als brave Leute, und rechtschaffne Männer, die es nur den Jahren nach sind, und die alsdann aufhören würden, es zu seyn, sobald man sie genauer kennen sollte. Ich gestehe es, daß es einige giebt, die sich durch den äußerlichen Schein nicht blenden lassen; deren Urtheil durch langsames, aber kluges Nachforschen richtiger wird, und die sehr oft unter der Perücke, und den kräuslichten hoch aufgethürmten Haarlocken einen Kindeskopf entdecken. Allein, zudem daß sie ein kleines Häufgen ausmachen (denn die Zahl der Klugen ist immer geringer, als jene der Thoren) so sind sie auch dem Gassen= sowohl, als

Logenpöbel verhaßt, der, obwohlen er seine Narrheit in vollem Licht erblickt, es dennoch nicht leiden will, wenn man ihm selbe vorrückt. Ich werde mich dahero nach dem Geschmacke der letztern richten. Ich will sie nach meinem angenommenen Grundsatz, und nach dem buchstäblichen Verstande unsers Sprichwortes, ungeachtet ihrer schon alten Kindheit, dennoch in Männer, und Leute umstalten. Ja, was noch das vortheilhafteste ist, so können sie bis in Tod Fratzen bleiben, ohne daß mans ihnen vorwerfen dürfte, daß sie es wären. In dieser Absicht bestimme ich nun meinen Plan.

Aus Kindern werden auch Leute: das heißt: das Kind wächst, und wird zum Mann. Aus diesem folget unmittelbar, daß jener, welcher zu seinem vier = oder fünf und zwanzigsten Jahre gelanget ist, aufhöre ein Kind zu seyn, weil er ebenfalls aufgehöret hat zu wachsen, und sein Körper alle Eigenschaften besitzt, die mit jenen eines Kindes kein Verhältniß mehr haben, und nach welchen man gemeiniglich von dem männlichen und gesetz-

ten

ten Wesen eines Menschen urtheilet. Es kömmt nicht darauf an, ob er klüger in Wählung der Gegenstände, geschickter, und stärker in Zähmung seiner thörichten Neigungen, gesitteter im Umgange, vorsichtiger in seinen Geschäfften geworden sey; denn alles dieses verlangt das Sprichtwort nicht. Seine Seele kann klein seyn, was verschlägt sich das? Genug, daß sie in einem ausgewachsenen Körper modert, und eingeschlossen liegt. Der Verstand ist mit dem Leibe zu seiner Größe gekommen; und der Schneider würde dessen Wachsthum mit dem Elenstabe von Grad zu Grade ausmessen können, je mehr er von Jahr zu Jahre auch verbrauchet hat, den großbeinnichten Körper zu bedecken. So wie der Schuhmacher es betheuren könnte, daß er das Zunehmen des Hirns deutlich genug in den Zehen gespüret hätte. Wer also das vier- oder fünf und zwanzigste Jahr erreichet hat, der kann sich schmeicheln, daß er aufgehöret habe, ein Kind zu seyn, wenn er gleich um etlich Grade läppischer geworden wäre, als ers im achten war. Denn

aus

aus Kindern werden Leute. Finden sich einige, die vor diesen Jahren vernünftig, gesittet, fromm, und tugendhaft werden, so ist dieses, weil es in unsern Zeiten unter die Seltenheiten kann gezählet werden, ein Wunderwerk der Natur, und eben darum in dieser allgemeinen Regel nicht begriffen. Ich kann es zwar nicht verhindern, daß, ungeachtet meiner Warnung, dennoch vernünftige Männer über dergleichen zwanzig = dreyßig= und noch mehr jährigen Puppen lachen werden. Allein zu ihrem Troste ist es doch gewiß, daß sie diesen Spott nicht verdienen, weil sie vermög unsers Sprichwortes ohne Schuld, ja, ohne daran zu denken, Leute geworden sind.

Wie zufrieden wird Aurelia lächeln, wenn sie diese Abhandlung liest! sie wird sich hiedurch einem Vorwurfe entziehen, der zwar nach ihren Geschäfften nicht unbillig abgefaßt, aber ihrem Alter, das die Kinderschuhe lange schon ausgezogen, gar nicht angemessen ist. Sie besitzt alle Eigenschaften eines Kindes. Sie ist vorwitzig, hastig,

leicht-

leichtsinnig, albern; sie kann sich mit einem Tande ganze Stunden durch vergnügt unterhalten. Sie redet, plaudert hätte ich sagen sollen, ohne End, aber nichts gescheides; sie pappt sich sechs Schönpflästerchen ins Gesicht, und reißt sie in der nämlichen Minute wieder ab; heut gefällt ihr ein rothes, morgen ein grünes, übermorgen ein blaues Band. Sind dieses keine kindische Beschäfftigungen? — Ja! — also ist Aurelia ein Kind? Dieser Schluß klingt sehr unphilosophisch. Man denke unserem Sprichworte nach, und Aurelia wird in einer andern Gestalt erscheinen. Sie wird sich zwar nicht mehr ändern; sie wird für allzeit das Original zu diesem Gemälde bleiben. Aber in eben diesem Augenblicke wird sie den Namen eines Kindes nicht mehr verdienen, weil das Alter ihre Tändeley rechtfertiget.

Man pflegt es sehr oft zu hören, daß man spöttisch es einem Jünglinge unter die Nase reibt — sie sind noch sehr jung — das ist, schämen sie sich, daß sie so kindisch handeln, und doch so alt sind — diese Re-

densart ist nur ein Compliment, und will wahrscheinlicher Weise mehr nicht anzeigen, als, sie sind noch nicht ausgewachsen — Diese Anmerkung ist vorzüglich geschickt, jene Aeltern, welche die Bildung ihrer Kinder allein der wirkenden Natur überlassen, zu entschuldigen. Es ist in unsern Zeiten nichts mehr in Verfall gerathen, als eine sorgfältige, und christliche Kinderzucht. Man überläßt das Kind sich selbsten, und erwartet den Einfluß der Jahre. Es ist bekannt, wie heftig sich einige Schriftsteller über diese strafbare Nachläßigkeit ereifert, und sich Mühe gegeben, die Aeltern aus einem so nachtheiligen Schlafe zu wecken. Aber ohne Wirkung. Kliton kennt die Leichtsinnigkeit seines Sohnes, der vermög seines Alters schon vernünftig reden, und handeln könnte. Er sieht es selbsten, wie unanständig er zu Tische sitzt; wie hüpfend sein Gang ist; wie er immer vor sich hin singt, oder pfeift; wie bäurisch er den Mund aufsperret, und aus vollem Halse über jede Kleinigkeit lacht; wie nachläßig und schmutzig er im Anzuge; wie

pöbel=

pöbelhaft, und flüchtig in seinen Sitten; wie kindisch endlich sein ganzes Betragen ist. Sucht Kliton selbes zu verbessern? Kliton, dem man das läppische, das junge Wesen seines Sohnes öfters mit den bittersten Ausdrücken vorgerückt? Nein, Kliton lacht nur darüber, und entschuldigt sich, daß dieses alles sich mit den Jahren geben werde, man müsse der Jugend nachgeben. Kliton hat recht. Noch zwey Jahre werden erfodert, und dann wird sein Sohn aufhören, das zu seyn, was er wirklich ist, weil er eben auch zu wachsen aufhören, und jenes Alter erlangen wird, in welchem aus Kindern Leute werden.

NB. Erfahre ich, daß diese Abhandlung über das Sprichwort: **Aus Kindern werden auch Leute**, Beyfall findt: so werde ich künftige Ostermesse ein Realverzeichniß solcher gewachsener Kinder liefern, und zugleich Bedingnisse hinzusetzen, unter welchen sie ungestöret, und ohne Vorwürfe alte Fratzen verbleiben mögen. Ich glaube nicht, daß diese Bedingnissen über die Sphäre

menschlicher Schwachheit hinausragen sollen, und also um desto leichter zu halten sind, je angenehmer das Puppenwerk ist, mit welchem man, ohne sich dem Gelächter der Vernünftigen auszusetzen, alsdann das Leben wird durchtändeln können.

Gut Ding braucht Weil.

Es scheint beynahe recht überflüßig zu seyn, Anmerkungen, und zwar über ein Sprichwort zu schreiben, das durch täglichen Gebrauch lange schon, wie seine Bestimmung, also auch das Bürgerrecht unter uns erhalten hat. Es ist nicht nur die Sprache des Pöbels, nein, auch des Adels; nicht nur die Sprache eines hungrigen Advokatens, nein, auch der größten Rechtsgelahrten; des Redners, des Poetens, des Thorens, wie des Weisen. Kurz! aus aller Munde kann

mans des Tages hundertmal hören: Gut Ding braucht Weil. Allein wie bald wird einem dürftigen Autor das Ueberflüßige unentbehrlich; das Unnütze nothwendig; und das Gleichgültige bedenklich, wenn er sein Werk mit etlich Bogen vergrößern kann, die er zwar ohne Sünde, ohne daß die gelehrte Welt etwas dabey verlöhre, hätte weglassen können, die ihm aber, wegen guter Bezahlung, doch auf einige Täge den Hunger stillen. Man weißt es; wie schlecht, wie uneinträglich das Handwerk der Autoren ist; und wie viele gar nicht aufgelegt sind, etwas wichtiges, etwas interessantes zu liefern. Sollte aber dieses arme Häufchen darum verhungern? Sollten sie sich der Lage unsers witzigen Jahrhundertes nicht bedienen, in welchem es gelehrte Narren genug giebt, die sich mit ihrem elenden Gewäsche unterhalten, vielleicht weil sie nichts gescheideres zu lesen fähig sind; und die ihre Tändeleyen noch immer theuer genug bezahlen? — Schade also für ihre Abhandlung, mein Herr, wird mir einer nachzischen,

Schade für ihre Abhandlung, wie leicht hätten sie Dinten, und Papier ersparen können! denn sie ist gar nicht — verstehen sie mich? — Was, sie wäre nicht wichtig, nicht interessant? Wo haben sie so spotten gelernet? Sie sollten nur erst meinen Charakter, meine gesunde Finger, meinen patriotischen Eifer kennen, lauter Eigenschaften eines gemeinnützigen Autors, dann würden sie vielleicht vernünftiger urtheilen, mein Herr. Mit einem Worte: ich sehe eine Erklärung dieses Sprichwortes durchaus für nothwendig an, nicht so fast den eigentlichen Verstand davon zu bestimmen, als über dessen Anwendung einige Noten zu machen. Vielleicht gelingt es mir, mein Herr, auch ihnen ein bischen die Wahrheit zu sagen; denn sie sind ein Gelehrter, das merke ich aus ihrer steifen Mine; und diese Gattung von Geschöpfen pflegt sehr oft die strafenswürdigste Trägheit mit dem Sprichworte, **gut Ding braucht Weil**, zu bemänteln.

Eine gute Sache, sie mag hernach in sich selbst, für uns, für andere, oder erst durch

unsre Absichten gut werden, unternehmen, glücklich ausführen, und vollenden, dazu wird Zeit und Weil erfodert. Man muß alles genau auszirkeln. Das Geschehene mit dem Gegenwärtigen, und Künftigen genau abwägen. Dazu aber wird immer mehr, als nur etliche Augenblicke, nothwendig seyn. Daraus ist nun das Sprichwort entstanden: Gut Ding braucht Weil. Wir sollen fromm, rechtschaffen, tugendhaft, menschenfreundlich, gutthätig, mitleidig, gemeinnützig seyn. Aber wer wird uns Vorwürfe hierüber machen, wenn wir zaudern es gleich, und ohne Bedenken zu seyn? Da diese Dinge nach unserm innern Gefühle alle gut, ja wohl Pflicht sind, so wünschte ich recht sehr, man möchte die Entschuldigung gelten lassen, mit der sich viele aus der Schlinge ziehen wollen, sie hätten itzt keine Zeit, das Gute auszuüben, wenigstens müßten sie sich noch darüber bedenken: denn gut Ding braucht Weil. Wie bald wird in diesem System die Welt eine andere Gestalt annehmen. Wie viele werden wir finden, die

zwar weder fromm, weder gutthätig, weder rechtschaffen, weder mitleidig, und menschenfreundlich sind, die es aber gerne seyn wollten, wenn sie nur Zeit, und Weil dazu fänden.

Ich muß hier eines großen Redners mit Ruhme gedenken. Er bestieg den Redestuhl. Aber die mehresten seiner Zuhörer waren von Holz. Er jammerte gleich im Anfange über das Verderbniß unsrer Zeiten, daß man an dem Worte Gottes keinen Geschmack mehr fände; und er itzt, da er im Begriffe stünde, die nützlichsten Wahrheiten vorzutragen, nur Stühlen, und Bänken zu reden hätte. Allein er faßte sich wieder, weil nach und nach die Zahl seiner Zuhörer wuchs, und entschuldigte sie mit unserm Sprichworte: gut Ding braucht Weil. Mir wenigstens schien sein Einfall sehr vernünftig. Wenn es wahr ist, daran auch kein Freygeist so leicht zweifeln kann, daß die Anhörung des Wortes Gottes Pflicht, nützlich, und gut ist, so ist es eben so erweislich, daß derjenige darum in unsern Zeiten noch kein Ketzer sey, der es unterläßt;

weil er sich im Koffehause beschäfftigen muß, und deßwegen keine Zeit findt im Gottesdienste zu erscheinen. Denn gut Ding braucht Weil.

Durchgehen wir die Tagesordnung Aureliens, und gleich wird es sich geben, warum sie so selten, und auf eine so kurze Zeit sich in den Tempeln blicken läßt. Frühe morgens um acht Uhr pflegt sie aufzustehen; alsdann fängt der Friseur seine Arbeit an, indessen sie den Morgensegen aus einem Romane liest; nach zehn Uhr, wenn es gut geht, kann sie sich geputzter vor den Spiegel stellen, um zu sehen, ob nichts Tadelnswürdiges an ihrem Anzuge ist. Wehe dem Kammermädchen, wenn die Schönpflästerchen nicht am rechten Orte sollten angebracht seyn. Nach diesem trinkt sie Thee, und wenn es halb eilf Uhr schlägt, so eilt sie in die Kirche, aber vor um alle Welt nicht. Nachmittag wird der Gottesdienst für den Pöbel, und Bethschwestern gehalten, davon sie ihr Rang, oder besser, ihre Geschäffte frey sprechen, oder weil sie glaubt, sie hätte in der früh alles das

Gute

Gute gewirkt, das die Religion und Gott etwan von ihr fodern könnten, weil sie ein bisgen mehr, als eine Viertelstunde den Priester auf dem Altar angegucket. Nachmittage also spielt sie; giebt, oder nimmt Besuche an; darauf kömmt die Oper, dann das Soupe. Um ein Uhr, wenn es nicht später geschieht, vergräbt sie sich in die Pflaumen, und schläft, ohne an Gott zu denken, ohne ihre Werke vorhero geprüfet zu haben; denn dazu ist es wohl zu spat. Erfüllt aber Aurelia auf diese Weise die Pflichten, als Geschöpf, und Christinn? Frage man sie selbsten, sie wird dreiste ja sprechen. Ein frommer Priester war einmal so unverschämt, ihr es ins Gesicht zu sagen, sie wäre eine ziemlich laue Christinn. Was antwortete sie? Lächelnd legte sie die ganze Schuld auf die Zeit, und sprach höhnisch: Herr Pater nur Geduld, gut Ding braucht Weil. Recht, wiedersetzte der gute Pater, aber in Himmel werden sie doch auch wollen? Warum das nicht, sprach Aurelia. So haben sie nur immer Geduld, erwiederte der Priester, auch

da

da wird man ihnen antworten: gut Ding braucht Weil.

Man muß die beständige Klage hören, daß die Trägheit zum Guten heut zu Tage fast allgemein geworden sey. Mich deucht es ganz anders. Man rechne nur die Stunden, welche der Mode geopferet werden, sie machen beynahe den ganzen Tag aus. Aber sind wir alsdann träge im Guten; lau, und kaltsinnig in der Religion; undankbar gegen Gott? Ich gestehe es gerne, daß dieses die ersten, und wichtigsten Pflichten des Christen, und des Bürgers, ja sogar des ehrlichen Mannes sind, mit welchem Namen so viele in unsern Zeiten pralen. Ich gestehe es gerne, daß wir verbunden sind, alles aus dem Wege zu räumen, was uns in deren Erfüllung hinderlich seyn könnte, und daß die Mode uns in diesem Stücke gar nicht entschuldige. Aber es bleibt doch auch wahr, daß diese Dinge, eben weil sie gut sind, in der Ausübung Zeit, und Weile fodern, die einem Weltkinde allemal mangeln wird. Welche starkmüthige Entschließung,

welchen

welchen Zwang würde es Aurelien kosten, wenn sie früher aufstehen sollte, um früher im Gottesdienste zu erscheinen? Aber sie thut es nicht, vielleicht aus Bosheit? Nein, aus Mangel der Zeit, denn gut Ding braucht Weil. Der Geizige erkennet die Pflicht, von seinem Ueberflusse der Dürftigkeit des Darbenden zu wehren, wenn er nur Zeit fände, diese Erkenntniß wirksam zu machen. Kommen sie, Herr Restion, mit ihnen hab ich über diese Wahrheit ein paar Worte zu reden. Warum geben sie von dem, das sie doch leicht entbehren könnten, jenem nichts, der sie darum bittet? Vielleicht ist es ihnen selbsten nothwendig? Nein, das haben sie längstens eingestanden, daß sie beynahe den halben Theil ihres gelehrten Vorrathes mangeln könnten, der ihren Freunden, wie sie selbe zu nennen pflegen, meistens sehr vortheilhaft seyn würde. Dienet er vielleicht zu ihrer Ergötzung, welche sie fühlen, da sie selben durchblicken? Ich hätte Muth, und Gründe genug, dieses zu läugnen. Gesetzt aber es verhielte sich so; ist das innere Gefühl der Seele; das

Bewußtseyn einer großmüthigen Gemeinnüzigkeit nicht weit edler, als die schwachen Eindrücke des Auges, nicht weit beruhigender, als die betrügerischen Reize der Sinne? Ich weis es, daß sie eben so denken. Aber ich weis es auch, daß man ihnen die bittersten Vorwürfe über ihren Geiz macht. Sie wollen zwar nicht geizig seyn. Sie können sich fast zu Tode über jene Menschen ärgern, die ihnen das nicht geben, was sie just verlangen. Allein sie haben diese Vorwürfe auch noch lange nicht gründlich genug beantwortet. Wie vielen Dank werde ich also verdienen, mein theurer Restion, wenn ich sie aus einem geizigen in einen gutthätigen, und gemeinnützigen Mann umstalte. Sie lassen von ihrem Ueberflusse nichts weg, und darum sollen sie ein karger Filz seyn? Nein, ich kenne sie besser. Alles, alles gehört ihren Freunden zu; aber daß sie es selben wirklich hingäben, dazu haben sie keine Zeit; denn, wie sie es oft versichern, gut Ding braucht Weil. Gesetzt diese Zeit einer so rühmlichen Entschliessung fände sich in ihrem ganzen Leben

nicht

nicht ein, so ist es doch kein Fehler ihres Willens, sondern eines Nebenumstandes, der zu einer guten Handlung unumgänglich nothwendig ist. Ihr feines Sprüchelchen, gut Ding braucht Weil, wird sie für alle Vorwürfe schadlos halten. Geben sie nur nichts von ihrem Ueberfluß hin, sie bleiben doch der gutthätige Mann, und in ihren Gedanken können sie es immer seyn. Ja, was noch mehr ist, so können sie sich deßwegen noch rühmen. Ich bin es gewiß, daß ihnen niemand Glauben beymessen wird, wer die Ehre hat, sie genauer zu kennen. Man wird ihnen ihr eignes Liedchen zurück singen — Wie! ich soll glauben, daß Restion nicht geizig ist? Nur sachte, ich muß es erfahren; gut Ding braucht Weil —

So können wir von allen Pflichten der Religion so wohl, als des gesellschaftlichen Lebens reden. Man wird es überall finden, daß dieses Sprichwort die Entschuldigung sey; warum wir, oder die meisten, weder fromm, weder mitleidig, noch gutthätig sind. Wir wollen es alle seyn; aber die

Mode,

Mode, oder unsre Eigenliebe nimmt uns die Zeit zur Ausübung hinweg; und dann muß immer das alte Sprichwort: gut Ding braucht Weil, unsrer Trägheit zum Vorwande dienen. Ich lasse es einem vernünftigen Leser über, wie weit diese Entschuldigung Platz finde. Mir scheint sie vielen sehr vortheilhaft zu seyn, und unsern Zeiten angemessen. Man betrachte einmal die Menschen aus diesem Gesichtspuncte; werden unsre Moralisten mehr Ursache haben, zu klagen, daß viele das scheinen wollen, was sie nicht sind? Daß viele gar zu träge zum Guten sind? Nein! unser Sprichwort rechtfertiget alle. Wollen diese gewissenhafte Männer diese Entschuldigung nicht annehmen, so kann ich nichts dafür. Sie mögen ihre guten Gründe darum haben; mir ist es genug, ihren Meynungen den Gebrauch, den allgemeinen Gebrauch unsers Sprichwortes entgegen gesetzet zu haben. Ich gehe zu einer andern Anwendung desselben über, die meistentheils das Fach der Gelehrten betrifft.

Aber was das für ein Lärmen ist! — Welch ein unerträgliches Geschrey höre ich? — Gewiß sind es besoffene Handwerksbursche, die sich schlagen! — Nein, zween Philosophen sind es, die sich über eine merkwürdige Wahrheit entzweyten, und nächst dem Kollegio sich fast zu Tode zanken. Ich war vorwitzig, und behorchte sie über eine Stunde. Der eine heulte so erbärmlich, daß ich alle Augenblicke glaubte, die Lunge müßte bersten. Und der zwote bließ sich wie ein Frosch auf; arbeitete auch so heftig, daß ihm der Schweiß über das ganze Angesicht herabrollte. Unter der unzähligen Menge atqui, ergo, consequenter verstund ich nichts, als diese tröstliche Schlußrede: omnis homo est palpabilis; omnis lapis est palpabilis; ergo omnis homo est lapis. Und daraus schloß ich, daß sie sich über die Natur der Silogysmen herumtummelten. Mir war es sehr bange dabey, denn ich glaubte, sie würden sich alle Augenblicke in die Haare fallen, und dann, sollten diese tiefsinnigen Männer mich als den medium Ter-

minum angesehen haben, würden mir ihre Demonstrationen sehr empfindlich gefallen seyn. Allein der Streit endete sich glücklicher. Sie entschieden zwar nichts, aber sie lächelten einander doch recht philosophisch an. Nicht wahr schnaubete der einte, die Wahrheit bleibt auf meiner Seite? Nein, keuchete der andere zurück; nein, heute waren wir zu hitzig, und da läßt sich nichts entscheiden, wir waren zu eifrig, zu hastig, und, das wissen sie ja, gut Ding braucht Weil. Morgen also soll es sich zeigen, wer aus beeden recht habe. Nun giengen sie ganz friedfertig auseinander, als hätten sie nimmermehr gepoldert, und gezankt. Ich wußte es eben nicht gleich, ob ich ihrer lachen, oder mich erbarmen sollte. Ich verstund von ihrem ganzen Gewäsche fast nichts, und ich bin versichert, daß sie sich gewiß selbsten nicht einmal verstanden haben. Hätten sie also diese Stunden nicht edler anwenden können? oder wollten sie sich durch ein so erbärmliches Geschrey den Ruhm eines tiefsinnigen Gelehrten erbetteln? es kann seyn. Doch

scheint

scheint mir ihre Wahrheitsliebe das Gegentheil zu beweisen. Sie wollen, um dieselbe recht zu entwickeln, noch einen Kampf wagen, und dann wird unser Sprichwort den ganzen Nachdruck empfangen, den es auf dergleichen spitzfindige Köpfe macht. Sie werden durch ihre abstrakten Begriffe, durch ihre maschinenmäßige Kunstwörter die Wahrheit mit so dicken Finsternissen verhüllen, daß in der That mehr als zehen Jahre nothwendig seyn werden, um selbe wiederum in das helle Licht zu setzen. Hören sie aber darum auf Gelehrte zu seyn? Keineswegs: sie arbeiten nur desto emsiger an dem Aufnahme der Wissenschaften fort. Gelingt es ihnen nicht, so sind sie gleich mit der Antwort fertig: **Gut Ding braucht Weil.**

Lemos behauptet wirklich den Ruhm eines gelehrten Mannes. Er hat der Welt schon eine Probe seines Witzes gegeben, die aber nicht wichtig ist. Noch mehr, und zwar sehr bedenkliche Werke hat er versprochen. Itzt arbeitet er an Dialogen; itzt giebt er sich mit Streitreden ab; itzt ist er gesinnt,

dem Theater lauter Meisterstücke zu liefern; itzt beißt er sich die Nägel über einem Auszuge aus den berühmtesten Auslegern der heiligen Schrift ab, die nächstens in 4 starken Bänden ans Licht treten soll; itzt schreibt er Method- und Schulbücher; und endlich geräth er gar noch an die eppigrammatischen Trompeterstückchen, in welchen er das Lächerliche der Sterblichen mit den beissendsten Zügen zu schildern verspricht. Kein Neuerungs- oder Irrgeist hebt das Haupt empor, dem er nicht so gleich Sturz, und Fall drohet. Neben diesem will er seine Erholungsstunden einer guten Uebersetzung widmen. Zu diesen Unternehmungen ist die Anlage in seinem Kopfe, und Zimmer schon zurechte gemacht. Man hört ihn nichts als von Büchern sprechen, zu deren Ausarbeitung er Feder, und Papier schon zubereitet hat. Er wählt sich vorhinein Censoren, und Verleger, und bittet sich schönen Druck aus. Ich hatte die Ehre, ihm Visite zu machen. Welch ein heiliger Schauer überfiel mich, da ich seinen gelehrten Rüstzeug sah. Bey jedem

Tritte

Tritte mußte ich genau fürsehen, daß ich nicht über diesen gelehrten Wust stolperte, und etwan im Fall ein Bein breche; denn sein ganzes Zimmer ist mit Büchern abscheulich überschüttet. Da liegen einige in einer wilden Zerstreuung hin und wieder offen; dort seufzen ein Dutzend Folianten unter dem Staube hervor, und warten auf eine gutthätige Hand, die sie dem Moder entreissen soll. Ich machte endlich dem tiefsinnigen Lemos, der eben am Pulte saß, und schrieb, mein Compliment. Mit einer höflichen Mine dankte er mir. Ich nahm die Freyheit ihn zu fragen, zu was er doch eine so große Menge Bücher brauche? — Alle, mein Herr, antwortete er, alle sind mir zu meinem Vorhaben nothwendig; lesen sie nur diesen Plan, und sie werden finden, daß keines von allen überflüßig, und müßig hier liegt; sie sind zwar in Unordnung, aber wenn man bald dieses, bald jenes braucht, so kann es nicht anders seyn — ich beugte mich, nahm den Bogen, den er mir darreichte, und las:

Nichts ist Nichts:

oder

ein Gespräch

zwischen einem Schulzen, und seinem gnädigen Herrn über die Verbesserung

der Schulen

mit erläuternden Anmerkungen.

ORATOR DOMESTICUS,

SIVE

NUCLEUS SCRIPTURÆ

EX

OPTIMIS QUIBUSVIS AUTORIBUS DETECTUS,

ET PRO

COMMODO JUNIORUM CONCIONATORUM EXCERPTUS.

Erster Schrey

des Schäferhundes

Jesu Christi:

oder

Sonn- und Feyertagsreden

für

einen neuangehenden Seelsorger.

Gegenstich
oder
Vier Sendschreiben
wider den berufnen Herrn F.
die Klöster betreffend.

Geistliches Frühstück
für sinnliche Menschen.
Das ist:
Betrachtungen auf alle Tage des Jahres eingerichtet.

Einleitungen
für Hausväter, und Hausmütter
zu einer wohlangeordneten
Kinderzucht.

Der gute Geschmack
auf den Schaubühnen
oder
Acht Traur- und Lustspiele
aus dem Französischen in das sächsisch * Deutsche übersetzt.

Dieses sind ja lauter Titel, Herr Lemos? — Gut! aber sie werden bald in Bücher erwachsen. Ich theile sie itzt in Kapitel, und Paragraphen aus; einem jeden weise ich seine Materie an, und dann setze ich die Ausarbeitung unermüdet fort — Wie alles so weise ausgedruckt ist! Herr Lemos sie werden an mir einen Verehrer ihres Witzes, und einen fleißigen Leser finden. Ich will sie ferner in ihrem Fleiße nicht stören. Leben sie wohl.

In

---

* Der vernünftige Leser muß sich über diesen Ausdruck nicht verwundern. Herr Lemos ist ein Schwab; und bey den Schwaben muß alles reine Deutsche, sächsisch Deutsch heißen. Anmerkung des Herausgebers.

In der That trug ich für den Herrn Lemos eine große Hochachtung. Obwohlen mir die Titel ein bischen kindisch schienen, so hielt ich doch auf seine Gelehrsamkeit, daß die Ausarbeitung sehr viel Gründliches, und Nützliches in sich fassen werde. Ich wartete zwey, drey, vier Jahre, aber kein Wochenblättchen erschien unter dem Namen Lemos. Ich sprach gelehrte Männer, denen das Vorhaben unseres Lemos ebenfalls nicht unbekannt war: doch sie lachten darüber, und ihre Antwort war ein zweydeutiges Achselzucken. Ich gerieth auf die Gedanken, daß Lemos unter diesen Bedingnissen sich nur den Ruf eines Gelehrten zu erbetteln suchte, weil nach sechs Jahren noch keines seiner geträumten Werken ans Licht trat. Aber ich betrog mich recht sehr. Lemos ist noch immer der arbeitsame Lemos. Er ißt, trinkt, spielt, schläft, und wenn ihm diese Berufsgeschäffte noch eine Stunde übrig lassen, so schreibt er. Man hat ihm zwar schon oft Vorwürfe gemacht, daß er sein Versprechen so schlecht halte. Aber er hat sie auch alle-

mal gründlich beantwortet, und wie? Nicht anders als: Gut Ding braucht Weil. Ein sinnreicher Kopf spottete jüngst seiner, und fragte, ob er denn für das zukünftige Jahrhundert schreibe? Aber Lemos gähnte, und ermahnte ihn zur Geduld. Es lasse sich eben nichts über die Knie abbrechen. Nun, nun, ich bins zufrieden, sprach jener, wenn sie sterben, so muß man ihnen Feder, Dinten, und Papier mit ins Grab geben. Haben wir das Glück nicht gehabt, ihre Schriften zu bewundern, so können selbes vielleicht unsre Enkeln genießen. Denn nach dem Tode, weil sie Bett, Spiel, Gesellschaft, diese Hindernissen ihres Fleisses, zurücke lassen müssen, werden sie doch nimmer über den Mangel der Zeit klagen können. Wie viel Merkwürdiges werden unsre Nachkömmlinge aus ihren unterirdischen Schriften erlernen!

Lemos starb, und hinterließ uns weiter nichts als Titel, und das Andenken, daß er gesinnt war Bücher zu schreiben. Wäre der Tod nicht ein allgemeines, und nothwendiges

diges Gesetz, so würde ich mich wundern, daß er zum Tode hat Zeit finden können.

Ich sähe nicht gern, daß diejenigen, die ihr Recht durch Processe suchen müssen, unserm Sprichworte lange nachdächten. Diese Untersuchung würde zwar den Müßiggang einiger Personen verdrängen, aber sie würde auch dem Staat einen zahlreichen Schwarm verhungerter Advocaten, die sich durch lange Weile mästeten, zu ernähren überlassen. Wer würde alsdann diesen privilegirten Räubern sein noch übriges Gut anvertrauen wollen, um durch dessen Verlurste einen Span, ein Nichts, ja noch öfters die gewisse Armuth zu errechten? Und in diesem Falle würde es sehr kläglich mit den meisten Gerichtsstuben aussehen, die durch die oben angesetzte Devise: **Gut Ding braucht Weil**, ihr Ansehen, und Einkommen verlieren würden. Ich weis mehr als einen Fall, wo Partey, und Advocat gestorben sind, ehe noch was entschieden worden. Die Erben fluchten entsetzlich, da sie statt dem Erbtheile, nichts als Acten erhielten, die alles übrige Geld ver-

verschlungen hatten. Unterdessen will ich doch auch mit dieser Gattung von Leuten gerecht seyn. So geringen Vortheil ihnen das Sprichwort, wenn man es ernsthaft überlegen sollte, verschaffen könnte, so bleibt es doch zu ihrer Entschuldigung das sicherste Zufluchtsort. Die Sache, deucht mir, sey so ziemlich klar. Es meldet sich ein Klient. Ist er auch reich? Das ist die erste Frage. Sein Vermögen mag sich noch auf tausend Thaler belaufen, aber keinen Kreutzer mehr; übrigens ist seine Sache augenscheinlich gerecht. Allein die tausend Thaler verwirren alles. Es thun sich unzählige Schwierigkeiten hervor, alles ist Knoten. Nun fangen die Weitläuftigkeiten an. Es werden Acten auf Acten gehäufet: und in der That wer würde nicht um tausend Thaler ein Riß Papier überschreiben? Ein Jahr, noch ein Jahr, und der Klient besitzt keinen Heller mehr, ohne zu wissen, wie es um seinen Proceß stehe. Er fühlt die Last des Armuthes; er spricht seinen Advocaten; er bittet um Gerechtigkeit, und beschwert sich, daß

man

man ihn so lange herum zöge — So lange? Denken sie, mein Herr, gut Ding, braucht Weil — Allerdings, tausend Thaler sind eine beträchtliche Summe, und, um diese einem heraus zu schwätzen, dazu wird Zeit, und Weil erfodert. Gewiß, ich finde keine Ursache über den Advocaten zu zörnen; denn wo giebt es immer so feiste Klienten, die seine Gerechtigkeitsliebe mit tausend Thalern befriedigen könnten? Diese also sind es, die den Proceß verlängeret haben; und um sie richtig zu erbeuten, konnte er nicht weniger als etlich Dutzend Bögen voll sudeln, und zu diesen war unstrittig eine lange Weile nothwendig, das heißt, eine Zeit von zwey Jahren.

Die Herren Rechtsgelehrten werden böse auf mich seyn, daß ich ihnen die Wahrheit so dreiste sage. Aber ich will sie wieder gut machen. Nein, Vorwürfe mache ich ihnen keine; was ich hier sprach, das sprach ich zu ihrer Rechtfertigung. Sollte ich mich wohl einer Mode entgegensetzen, die eben so alt ist, als das berühmte *Corpus Juris*?

Das

Das wäre unverschämt, und unnütz. Wenn es wahr ist, davon wir doch Erfahrung genung haben, daß sie die einfachste Streitsache so zu verwickeln wissen, daß man sie nicht mehr kennet, so ist dieses eine natürliche Folge ihrer schwatzhaften Kunst, oder der vollen Hände des Klienten. Und es ist hernach eben so einleuchtend, um den Proceß wieder gut, und einfach zu machen, daß es nicht weniger Zeit, und Weil koste, als es kostete, selben auszudehnen. Dabey finden sie ihre Vortheile, und wenn nur die Schreibtaxe gerechnet wird; so macht es schon eine ansehnliche Summe aus. Darüber entstehen freylich Klagen, aber Klagen, denen ich eben itzt die gründlichste Entschuldigung an die Seite gestellet habe. Ich dächte, diese Herren könnten nun mit mir sehr wohl zufrieden seyn. Ja, ich versichere sie, daß ich in gewissen Stunden, wo mir meine Phantasie den Schlaf versagt, nichts liebers als ihre Acten lese. Ich habe allemal das Glück nach der ersten Periode einzuschlafen, weil ich zu überdrüßig, und zu

schwer=

schwerfällig werde, den wahren Verstand erst auf dem zehnten Bogen mühsam aufzusuchen. Und das befördert den Schlaf vortrefflich.

Noch finde ich eine Gattung von Gelehrten, die sehr großes Aufsehen machen, und die sich gewaltsam in die Zahl der Gelehrten eindringen. Ihr Witz ist so schnell, als es die Schwingen des Luftes sind. Sie sind bündige Redner, göttliche Poeten, und zwar in einem Augenblicke, ohne Vorbereitung, ohne lange Weile zu brauchen, es zu seyn. Alles fließt bey ihnen. Ja, sie können sich wundern, wenn es Männer giebt, die über der Ausarbeitung eines Stückes so viele Federn stumpf schreiben. Diese machen eine Ausnahme von unserm Sprichwort, und ich bin wirklich sehr verlegen, in welches Fach ich diese witzige, und behende Köpfe stellen soll.

Heute stirbt der Fürst, morgen besteigt Cäcil schon den Redestuhl, und peroriert vortrefflich. Heute kömmt die Frau Stadträthin in die Wochen, morgen liest man

schon

schon die gedruckte Epopee (Heldengedicht hätte ich sagen können, wenn ich nicht lateinisch verstünde) zum Ruhme der ganzen Familie, die Ramir in einer Nacht ausgebrütet hat. Diese Männer blenden den Pöbel. Begierig nach Lob, und Beyfall, der aber werkthätig seyn muß. Um ihren Hunger zu stillen, werden sie sich immer entschuldigen, daß ihnen die Zeit gemangelt hätte, der Rede, oder dem Gedicht den ganzen Glanz zu geben. Unterdessen hätten sie dieses sehr wohl verschweigen können, ihre Werke zeigen es genug an, daß ein solches elendes Gewäsch weder Zeit noch Weil fodere. Oder, wenn es hoch kömmt, daß sie nach kurzer Zeit einer Käsfrau Dienste leisten mögen. Die Religion leidt von diesen Schwindelköpfen das meiste. Sie sind immer bereit, um etlich Groschen einige Bögen zu überschmieren, darinn sie alles umstoßen, was jederzeit unter gesitteten Nationen heilig, und ehrwürdig war. Unterdessen sind ihre Schriften eben so bald vergessen, als sie selbe zusammen gestoppelt haben. Meistentheils sind es

Ge=

Geburten witziger Emigranten, die ihrer schnellen Einfälle wegen von einem Orte zum andern flüchten müssen, damit sie nicht in die Hände der Häscher fallen. Oder es sind Journalisten, Verfasser der Wochenstücke, die sich des Tages über blind schreiben, um wenigstens zu Nacht einmal ihre verhungerte Familie sättigen zu können. Die Herren Verleger mögen sich mit diesen Leuten abfinden. In mein Fach gehören sie nicht. Wir haben Gott sey Dank, noch Schriftsteller genug, denen unser Sprichwort: **Gut Ding braucht Weil**, aushelfen muß, und deren Schriften manchmal kein anderes Lob verdienen, als daß der Herr Verfasser zehn Jahre daran gearbeitet hat.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Kein Sprichwort wird mehr von der Erfahrung bewähret als dieses. Es schließt wichtige Wahrheiten in sich; und die Lehre, die darinn verborgen liegt, ist von einem sehr großen Umfange. Unsre Vorfahren, die es gewohnt waren, ihre Moral in kleine Sätze, die wir Sprichwörter nennen, abzufassen, hätten sich kaum deutlicher ausdrücken können, um die wahre Ursache anzuzeigen, warum die Jugend so verderbt, so ungesittet sey. Sahen sie böse Kinder, so schloßen sie überhaupt, die Aeltern müßten eben nicht viel

Gutes an sich haben. Diese Art zu schliessen bestättigte sich sehr oft; und daher kam es, daß sie zu sagen pflegten: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Das heißt: Entweder sind die Aeltern in Erziehung ihrer Kinder sehr nachläßig und gleichgültig, oder sie verderben selbe durch eigne böse Beyspiele, und dann ist es fast allezeit gewiß, daß das Kind es ihnen an Bosheit wo nicht gleich thut, doch sehr nahe kömmt. Kurz, wie die Aeltern, so die Kinder.

Unerachtet aber dieses Sprichwort an sich selbst so deutlich; unerachtet es sich so fest auf die Erfahrung gründet; seine Lehre so allgemein, so faßlich ist; sehr oft, auch von dem Pöbel, gebrauchet wird; so hat es doch heut zu Tag seine wahre Bestimmung nicht, oder scheint sie doch bey den mehresten, die es tausendmal herlallen, nicht zu haben. Ich habe es in tausend Fällen selbsten gehört, wie behend einige Aeltern bey Erblickung boshafter Kinder mit herzlicher Freude die Schuld auf die Alten legen, aus hohler Brust hervorseufzen: ja, ja, das ist

doch gewiß, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Ein Sprichwort, aber ein Wahrwort. Man kennt doch ihren Vater, und ihre Mutter? — Ach! — nur allzugewiß: wie die Aeltern, so die Kinder — Diese Begriffe sind gut. Die Anwendung hat seine Richtigkeit, und fehlet nur selten. Aber, das hätte ich nimmermehr geglaubt, die Erfahrung lehrte mich ganz anders urtheilen. Eben diese Aeltern, die so vermessen über andere seufzen, geht das Sprichwort am meisten an. Ihre Kinder sind nicht besser als sie, und man kann im strengsten Verstande von ihnen das nämliche sagen, was sie vorhero von andern mit zufriedner Mine aussagten. Diese nun erkennen zwar die Wahrheit unsers Sprichwortes; aber auf sich selbst die Auslegung zu machen, dazu sind sie entweder, ich weis nicht, zu träge, oder zu boshaft. In Ansehung dieser bleibt das Sprichwort noch sehr unbestimmt.

Ich kenne Aeltern die untröstbar winseln, wenn ihre Kinder ausschweifen. Oder, damit ich klärer rede, wenn sie ein bischen ärger,

ger, als sie schwärmen. Man sollte schwören, sie wären lauter Heilige, wenn man den Vater über den übelgerathenen Sohn, die Mutter über das galante Töchtergen klagen höret. — Ach! heißt es, wie hat mich Gott heimgesucht! der Himmel weißt es, in meiner Jugend war ich wohl nicht so! ich habe niemal meine Aeltern wider mich zum Zorn gereizt — ich war fein gehorsam, fromm, eingezogen — man sieht es noch, und meine Ranken, wie vielen Verdruß machen sie mir, wie bittere Thränen kostet mich ihre unartige Aufführung! **Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme**, das ist sicher; ich sehe es alle Tage an den Kindern meines Nachbars, Gott verzeih mirs, ich will gelogen haben — Aber ich ziehe die Meinen zu allem Guten; ich strafe, ich ermahne, ich gieb ihnen die besten Lehren, ich gehe mit meinem Beyspiele voran, ich thue alles, und doch — dem Himmel sey es geklagt; ich hab an ihrem Verderben keine Schuld — gewiß keine Schuld — Diese Klagen sind nichts als ein eitler Vorwand, mit dem sich sehr

viele Aeltern beschönen wollen, oftmals die schändlichsten Lügen, die aus heuchlerischem Gemüthe hervorgepresset werden. Ich bin überzeugt, daß unser Sprichwort auf niemand besser, als sie, passet. Allein das wollen sie nicht begreifen. Dieses ist ein gefährlicher Irrthum, den man ihnen abnehmen muß. Ich gestehe es, dieses Unternehmen so wichtig es ist, so viele Mühe wird es kosten. Die Eigenliebe und die Sorglosigkeit der Aeltern für ihre Kinder untergraben die eifrigsten Bemühungen. Sie wollen es nicht einsehen, daß sie selbst an deren Verderben arbeiten; daß die Kinder ihnen an den Sitten ganz ähnlich, und nicht aus der Art schlagen; daß sie mehr für ihre Pferde, als für sie Sorge tragen. Sie bekennen es, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, in so weit sie es in fremden Familien wahrnehmen, aber sie trifft das Sprichwort nicht. Ihre Thorheiten sollen der Jugend nicht erblich seyn, wenn sie es gleich ihrer Meynung nach anderswo sind. Sie denken nichts wenigers als daß es ihre eigne Beyspiele wären,

ren, die ihren Kleinen so gefährlich. Der Himmel, das Schicksal, oder so etwas muß die Schuld haben. Mit einem Worte, es scheint bey nahe unmöglich zu seyn, diese Narren auf den Weg der Erkenntniß ihres Fehlers zu bringen. In einer so verzweifelten Sache will ich einen Vorschlag thun, der vielleicht nicht ohne Wirkung seyn wird. Nur alsdann wünsche ich, dieses Project möchte dem Plane zur guten Erziehung eingeschaltet werden, im Falle, daß die Aeltern zwar die Wahrheit dieses Sprichwortes erkennen, allein für die Ihrigen eine Ausnahme machen, die nicht statt findet; oder dreiste genug sind, zu glauben, ihre Kinder schlügen aus der Art, das doch grund falsch ist. Geflissentlich denke ich diesen Gedanken nicht ganz heraus, weil ich es jedem frey lassen will, selben nach Umständen der Zeit, und des Orts besser auszuführen, und gemeinnütziger zu machen. Hier ist er:

Leute, die sich über die Ungezogenheit anderer Aeltern Kinder lustig machen, und es, es mag im Ernst, oder Scherze geschehen,

 frey

frey heraus sagen, diese wären nicht weit vom Stamme gefallen, bezahlen, wenn ihre Kinder eben von dieser Art sind, in die öffentliche Kasse jeden Monat für einen Sohn zehn Thaler, für eine Tochter zwölf Thaler, denn die Mädchen brauchen mehr Putz. Wollen diese Aeltern ihre Thorheit nicht erkennen; wollen sie es nicht wahrnehmen, daß ihre Kinder eben auch dem Stamme sehr nahe wären, nachdem sie gehörigermassen dreymal sind gewarnet worden, so soll auf diese vorsetzliche Blindheit eine Geldbuße gelegt werden, welche nach Standesgebühr, und Vermögen itzt mehr, itzt weniger beträgt. In Ansehung, daß es sehr viele auch reiche Aeltern von dieser Art giebt, so wird diese Summe sehr ansehnlich werden, und zu meinem Vorschlage erklecklich seyn.

Aeltern, die über ihre Kinder jammern; die es dem Himmel klagen, daß er sie mit Kindern gesegnet, die vollkommen aus der Art schlagen. Aeltern, die unverschämt genug sind, der Welt weiß zu machen, daß sie alles anwendeten, ihre Kinder christlich

zu

zu erziehen; diese verlegen die oben angesetzte Taxe doppelt. Denn ich weis, daß ihre Klagen ungegründet, ja recht boshaft sind; ich weis, daß von allem dem, was sie vorgeben, nichts wahr ist; ich weis, das ihre Jungen nur darum so schwärmen, nur darum so schlechte Sitten haben, weil sie es von den Alten gesehen, und abgelernet, weil ihnen alles ist gestattet worden. Die Anzahl solcher Aeltern ist nicht gering; die Einkünfte werden daher sehr beträchtlich ausfallen. Aber alles soll alsdann zum besten der Kinder verwendet werden. Ich darf nicht erst erinnern, wie viel der Religion, und dem Staate daran gelegen ist, daß die Kinder gut erzogen werden, dieß ist ohnehin einleuchtend genug. Allein, daß eben dieses von Aeltern, die ich itzt beschrieben habe, vernachläßigt werde, das ist unläugbar, und gerade daraus fließt die Billigkeit meines Vorschlages. Ich dächte, ich hätte nicht zu viel gefodert. Ich erkläre nun meinen Plan. Von diesem Gelde, das alle Monat richtig gesammelt werden muß, soll ein öffentliches Erziehungs-

haus erbauet werden, darinn alle Kinder von derley Aeltern, es mag ihnen nun lieb seyn oder nicht, den nöthigen Unterricht empfangen werden. Die Obrigkeit des Ortes wird für die Wahl vernünftiger Männer besorget seyn, denen dieses Geschäfft obliegen soll; es liegt nichts daran, ob diese Herren Manscheten tragen, ob sie sich schön frisiren lassen, oder nicht; denn dieses, (unsre Vorfahren dachten auch so) gehört nicht mit zur Wesenheit eines Hofmeisters. Genug, wenn sie nebst einem erbaulichen Lebenswandel so viele Wissenschaft haben, als es zur guten Erziehung so vieler Kinder nothwendig ist, und diese soll nach Stande eines jedweden gegeben werden. Mit der Religion wird der Anfang gemacht, welche, trotz unsern schönen Geistern, der Grund zum guten Bürger, und Gesellschafter ist. Das versteht sich: die Kinder müssen von ihren Aeltern so lange abgesondert bleiben, und unter der Aufsicht dieser Männer stehen, bis die Aeltern ihren Irrthum einsehen, ihre Sitten bessern, mit größerer Mühe sich auf die Bildung ihrer

Kleinen

Kleinen verlegen, oder, wenn dieses, wie ich nicht ohne Grund vermuthe, nicht geschehen sollte, doch so lange, bis die Kinder auf jenen Grade der Vernunft, und guten Sitten werden gebracht seyn, daß keine Gefahr mehr zu fürchten ist, sie möchten sich noch etwan von den Thorheiten ihrer Aeltern verführen lassen. Auf diese Art hoffe ich sie von der Wahrheit unsers Sprichwortes auf eine sehr practische Art zu überzeugen, daß es sie nimmermehr gelüsten soll sich boshafter Weise eine Ausnahme davon zu machen. — Aber, Herr Autor, ist die Ausführung dieses Projects auch möglich? — Gewiß! das ist eine einfältige Frage. Ich habe das Project erdacht; das ist genug. Meine Herren Kollegen machen es auch so, ohne sich über die Möglichkeit ihrer Vorschläge zu kränken. Freylich wird es traurig aussehen, wenn es in seine Erfüllung kommen sollte; die Häuser werden ziemlich von Kindern leer werden, und ich kann es heilig versichern, daß allein in meinem Geburtsorte nicht zwey Familien anzutreffen sind, die alsdann ihre

Kinder beybehalten werden. Allein das wird meine Schuld nicht seyn. Würden sich die Aeltern sorgfältiger prüfen, ob sie nicht selbsten Ursache an dem Verderben ihrer Kinder wären, so hätte ich schlechterdings diesen witzigen Einfall ersparen können.

Unterdessen sind nicht alle Aeltern gleich. Es finden sich heut zu Tag die mehresten, die es ihnen vorzüglich angelegen seyn lassen, ihre Kinder ihnen in allem ähnlich zu bilden. Ja man thut ihnen keine geringe Ehre an, wenn man ihnen schmeichelnd sagt: sie wären nicht weit vom Stamme gefallen. Dieses fällt sehr in das Auge, und ist hinlänglich genug, die Wahrheit unsers Sprichwortes zu erweisen: **Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.** Ich werde dieses nach der Art, als man die Jungen erzieht, und nach dem Betragen der Aeltern, das sie ungescheut vor ihren Kindern ausüben, mit kleinen Anmerkungen beleuchten. Ich hoffe gewissen Leuten, die immer über die schlechte Erziehung der Kinder seufzen, einen ächten Begriff vom heutigen Erziehungssy-

stem beyzubringen, der sie aus ihrer Verwunderung heraus reissen soll; warum die Fehler der Aeltern den Kindern nur gar zu oft erblich sind.

Unsre frommen Vorfahren waren sehr besorgt, gleich bey aufgehendem Licht des Verstandes ihrer Kinder ein thätiges Christenthum ihnen einzuprägen; nicht nur leere Worte, nicht nur einige Fragen, und Antworten aus dem Lehrbuche, die die Kinder auf Papageien Art ohne Begriff daher schwatzen; nein, ich sage ein thätiges Christenthum. Sie bemühten sich zu Hause, das, was der Geistliche in der Kirche (denn damals war es noch der Brauch, die Kinder in die Christlehre zu schicken) unmöglich zu Stande bringen kann, selbsten auszuführen. Sie zeigten ihnen die Ehrwürdigkeit, die Nothwendigkeit unsrer Religion, sie lehreten sie ihre Geheimnisse; sie gaben ihnen in allem ein Beyspiel wahrer Frömmigkeit, und Gottesfurcht. Man darf aber nicht glauben, daß hiebey das andere vergessen ward. Wissenschaften, Wohlanstand in Sitten, Regel-

mäßigkeit in ihren Handlungen, Aufrichtigkeit in Worten, mit einem Worte alles, was zur Bedürfniß ihres Standes nothwendig war, wurde ihnen beygebracht. Diese Art der Auferziehung däucht mir sehr christlich, sehr vernünftig zu seyn, allein zu unsern aufgeklärten Zeiten sieht sie ein bischen zu pedantisch aus. Seitdem sich der Vater aus der Dummheit, aus der Atheisterey eine Ehre macht; sich seiner Ausschweifungen öffentlich rühmet, so wäre es freylich ärgerlich, wenn der Sohn gelehrter, als er, christlicher, als er, gesitteter, als er, seyn sollte. Würde das liebe Töchterchen nicht so galant, nicht so eitel, nicht so zärtlich, als die Frau Mama seyn, so wäre es ein ungerathenes Kind. Dieses vorausgesetzt, so wird man es leicht einsehen, daß eine Aenderung in dem Erziehungsplan mußte vorgenommen werden, um es dahin zu bringen, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle.

Pallio stürmet den Himmel um einen Sohn, den er zum Besten der Religion, und des Staates zu erziehen verspricht. In der

That

That will Pallio nur einen Erben haben, damit seine Güter nicht in fremde Hände fallen, und der sich in Ruhe von seinem Reichthum, wie er von dem fetten Erbe seines seligen Papas, füttern solle. Ich weis nicht, warum oft der Himmel unsre thörichtsten Wünsche erhöret. Pallio wird mit einem Sohn gesegnet. Die gnädige Mama war für ihre Schönheit zu viel besorgt, als daß sie dieses Kind selbst hätte verpflegen sollen; weil es ohnehin die Mode verlangt, so nahm sie eine französische Amme dazu auf, unter deren Aufsicht dieses theure, von dem Himmel erbethene Pfand bis in das neunte Jahr heran wuchs. Nun war es Zeit diesem Knaben einen Hofmeister aufzustellen, um ihn schreiben, und lesen lernen zu lassen. Es meldeten sich viele geschickte Männer zu dieser Stelle, aber sie schienen der Mama zu altfränkisch, und dem Herrn Papa zu theuer, der ihnen kein grösseres Gehalt, als seinem Reitknechte versprechen wollte. Endlich meldete sich ein feiner Mensch; ich hab es noch nicht erfahren können, ob er ein

Franzose, oder ein gereister Deutscher sey. So viel ist gewiß; er verstund alles, nur eben das nicht, was ein vernünftiger Hofmeister wissen soll. Unterdessen war er in der Galanterie vortrefflich erfahren, um deßwegen er schon zweymal von der Universität verstoßen worden. Er kleidete sich nach der Mode, welches der gnädigen Mama überaus wohlgefiel. Er konnte sehr künstlich Hünergarn stricken; schoß mit freyer Hand seinen Hasen; lockte den Wachteln auf die natürlichste Art; und was dem Herrn Pallio am meisten eingieng, so verlangte er nur Kost, und Wasch frey zu seyn. Es hatte weiter keine Gefahr, daß der junge Pallio bey diesem Hofmeister zu viel lernen möchte. Unterdessen hielt es dennoch der sorgfältige Papa für gut, ihm eine gewisse Ordnung vorzuschreiben. Sie ist so erbaulich, daß sie verdient hieher gesetzt zu werden. Höre er, sprach er zu ihm, höre er nur, zu einem Pfaffen soll er meinen Sohn nicht machen. Holl mich der Teufel, ich würde ihn den Augenblick aus meinem Hause jagen. Dieses an-

däch-

dächtige Wesen würde meine ganze Familie beschimpfen; denn, ohne Ruhm zu melden, ich bin nach dem Beyspiel meiner siebenzig Ahnen ein rechtschaffner Mann, wenn ich schon aus der Religion kein Handwerk mache. Lerne er ihn gut tanzen, fechten, reiten, schiessen, so weißt er alles, was nothwendig ist, um den Bauern zu zeigen, daß er ihr Herr, und sie seine Sclaven sind. Das andere wird sich schon geben.

Sind dieses Lehren eines Vaters, der es dem Himmel so theuer angelobet, seinen Sohn der Religion, und dem gemeinen Wesen zur Ehre erziehen zu lassen? Allein der Apfel sollte nicht weit vom Stamme fallen. Daran war es unserm Pallio gelegen. Der Unterricht fieng an: welches Vergnügen fühlte die gnädige Mama, da der junge Herr in der Kunst zu spielen in seinem zehnten Jahre schon ein vollkommener Meister war? Im eilften Jahre schoß er mit vieler Genauigkeit den Bauern Hüner, und Gänse todt. Pallio rühmte hierüber die Geschicklichkeit seines Sohns, und versprach dem Hofmei-

ster wegen gut geleistetem Dienste seiner mit der Zeit in Gnaden zu gedenken. Latein wollte dem Knaben gar nicht in Kopf; der Papa war hierüber sehr froh, denn es gieng ihm auch so. Und diese Pfaffensprache, wie er sie nennt, steht keinem Cavalier gut an. Was seine Religion betrifft, so schmähete er über die Geistlichkeit, troz seinem christlichen Papa, und man sah ihn, wie diesen, des Jahrs kaum zweymal in der Kirche, aber desto öfters auf der Jagd. Sein Gedächtniß war vortrefflich ausgebildet, er war vermögend, alle Schweiß, alle Jagdhunde mit ihren Namen herzunennen. Im Schwören zeigte er sonderbar eine Stärke, die öfters ein graubärtiger Musketier nicht hat.

Im achtzehnten Jahr brachte ers endlich so weit, daß man ihn verklagen mußte, weil kein Mägdchen im Dorf vor ihm mehr sicher war. Der Papa hörte diese Klagen sehr zufrieden an. Sprach mit lächelnder Mine: der Schurk wird es ja nicht von mir gelernet haben! Nun, nun — kann ich ihm doch wohl eine Frau geben; er hat Verstand, und

ist alt genug dazu. Der Hofmeister wurde daher abgedankt, welches der gnädigen Frau nicht gefiel, denn er war ein gar zu drollichter, und gesellschaftlicher Mensch; und das junge Herrchen verheurathete sich. Nach seiner Erziehung läßt es sich ohne Aberglauben wahrsagen, daß sein Stammenbaum nicht zu weitschichtig werden soll; denn ohne zweifel werden die Früchte nicht weit vom Stamme fallen. Die gnädige Mama ist mit ihrem Sohn sehr wohl zufrieden. Aber ein Töchtergen — darum bittet sie den Himmel alle Tage; wie eine Göttinn würde sie selbes herputzen. Das müßte ein Kind werden, galant, zärtlich, frech, kurz, das verdiente, daß man wegen ihm noch ein Troia in die Aschen legen sollte. Aber bis daher waren alle Wünsche, alle Bitten fruchtlos. Vermuthlich will sich der Himmel nicht zweymal betrügen lassen!

Wem diese Erziehungsart nicht gefällt, der denkt noch wie ein alter Deutscher. Ich hätte zwar vieles an ihr zu tadeln, allein sie ist sehr allgemein geworden, und es liegt

wirklich unsern Modeältern so viel daran, daß sie, ohne Schande, von ihr nicht abweichen können. Denn welches Schauspiel würde es wohl seyn, wenn der Sohn durch eine vernünftige Aufführung die Thorheiten seines Vaters beschämen sollte? Wenn die Mutter jene Sittsamkeit, die dem schönen Geschlechte wesentlich seyn muß, und die sie nicht hat, erst von der Tochter erlernen müßte? Daher kömmt es, daß man sich so viel Mühe giebt, unserm Sprichworte durch eine gar zu galante, oder wie man sie sonst nennen will, Erziehung ein öffentliches Zeugniß abzulegen, daß seine Wahrheit niemals scheinbarer, als in unsern Tagen, gewesen ist.

Ich kann sonderheitlich jene Aeltern zur Probe aufstellen, die niemals ausgelassener sind, als in der Gegenwart ihrer Kinder. Die ihre lasterhafte Ausschweifungen nur darum vor ihren Augen nicht verbergen, als damit sie ihnen erblich werden sollen. In diesem Stücke muß ich billig Ismenen das Lob geben, daß sie diese Kunst meisterlich versteht: sie kömmt nach Hause, und tobt

unsin-

unsinnig, daß ihr die gottlose Frau Kriegs-räthinn nicht den ersten Rang gelassen. Das liebe Töchtergen, die es höret, fällt in die Fraise, da es der Fräule N. nachgehen mußte. Ismene wird krank, so bald ein Fest-tag ankömmt, um nicht in der Kirche erscheinen zu dürfen; die Tochter empfindt einen Anfall von Magenschmerzen, wenn sie beichten soll. Ismene schmückt sich kostbar aus, vielleicht um ihrem Mann zu gefallen? Das wäre zu altfränkisch; sie geht in Gesellschaft, durch ihren Reitz die Anzahl ihrer Anbether zu vermehren. Eine ganze Stunde betrachtet sie sich vorhero in dem Spiegel, um zu sehen, ob nichts am Aufputze mangele. — Götter! ein Schönpflästerchen steht nicht am rechten Orte — schon fliegt die Neherahme, oder so etwas, dem Kammerfräule an Kopf; der kleine Affe ahmet alles nach. Zwey Mägde mußten wegen ihm ohne Lohn das Haus räumen. Nach dem Beyspiele der artigen Mama, die ihre Herzenstochter immer mit in Gesellschaft nimmt, zählt sie schon eine Menge Liebhaber. Sie läßt sich eine Göttinn

 nen-

nennen; die Hände küssen, und — denn die Mama macht es auch so. Gewiß dieser Kunstgriff vieler Aeltern gefällt mir sehr wohl. Die schlechte Erziehung hätte schon vieles beygetragen, daß der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen wäre; aber die Beyspiele sind viel eindringlicher, und thun schnellere Wirkung.

Noch einen Beweis von der Wahrheit unsers Sprichwortes kann ich unmöglich verschweigen; es ist sehr erbaulich, wenn der Vater seinen Kindern die Thorheiten seiner Jugend, ich könnte sie wohl gar Laster nennen, erzählet. Wenn er sich groß macht, daß er jene Unschuld so sinnreich verführet. Wenn er über seine boshaften Tücke, die er ausgeübet, lachet. Die Kinder lachen alsdann auch mit. Diese saubere Histörchen gefallen ihnen; sie machen sie nachdenkend, und erfindsam, bey Jahren es ihrem Vater an Ausschweifungen noch bevorzuthun. Ich kenne ein Haus, das ich nicht nennen mag, wo der Vater vorzüglich diese Tugend besitzt. Ich erwarte nur den Ausgang, um dem Publicum

licum die interessante Nachricht mittheilen zu können, daß keines von diesen Kindern weit vom Stamme gefallen. Ehe ich schliesse, muß ich einen Einwurf beantworten, der mir gemacht wird, daß öfters sehr fromme Aeltern lasterhafte Kinder zeugten. Allein so selten dieses geschieht, so ist es doch auch allemal nicht wahr. Neran hat einen Sohn, den er zu allem Guten erzieht. Neran ist ein rechtschaffener Mann; aber er hat einen Fehler, den er nicht merkt, er ist geizig. Dieser Umstand verderbt die ganze Erziehung. Er ist zu hart mit seinem Sohn, und läßt ihm sehr oft unter dem Vorwande einer haushälterischen Sparsamkeit nicht einmal das nothwendige zu. Der Sohn kömmt in Freyheit; er kriegt eigen Geld, mit dem er nach Belieben umgehen kann. Nun wird er ein Verschwender. Ist er aber darum weit vom Stamme gefallen? Ich dächte, nein. Denn der Geiz seines Vaters war eine natürliche Folge, die ihn zur Verschwendung verleiten mußte. Die zerschiedene Nämen der Laster machen niemals einen großen Abstand. Un-

terdessen ist keine Regel ohne Ausnahme. Ich glaube, ich hätte es sehr gründlich erwiesen, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle, davon haben wir Beyspiele, die keinen Zweifel zurück lassen.

Man muß aus der Noth eine Tugend machen.

Tugend, sagt man, ist ein seltsames Wort, mit dem man es nicht so hoch mehr aufnimmt. Außer dem leeren Schall soll es bey uns keine andere Bedeutung haben, als etwann ein ebräisches Wort, das wir nicht verstehen, und das in unsern Ohren wunderbar klingt. Tugend, so wie sie ehemals war, höre ich ferner klagen, ist nun zur Chimäre geworden. Man trifft sie nur bey wenigen Leuten, und da sehr oft nur dem Scheine nach, an. Vormals war ihr gewöhnlicher

Sitz der edelste Theil des Menschen, itzt, wenn es hoch kömmt, steckt sie in den Dressen eines reichen Kleides, oder thront in den künstlich frisirten Haaren, oder liegt in der vollen Börse. Wie können sich doch die Zeiten ändern! man denke etliche hundert Jahre zurück; nein, da war es nicht so. Das ganze Bestreben unserer frommen Voraltern hat darinn bestanden, um tugendhaft zu seyn. Sie waren es allezeit, aber zuförderst im Unglücke, in Drangsalen. Die unvermeidlichen Zufälle, die sie in eine Art der Dürftigkeit, der Verachtung, des Hasses, der Verfolgung stürzeten, erschütterten ihre Tugend nicht. Man sprach einander Muth zu, mit Gelassenheit, mit Ergebung in die Vorsicht alles zu ertragen, und also aus der Noth, in die man versetzet ist, und nach der Art, als man sie geduldig überträgt, eine Tugend zu machen. Das ist nun ein getreues Bild der Tugend unsrer Voraltern, und jener ihrer Nachkömmlinge. Auf die angebrachten Klagen mögen unsre Philosophen antworten. Ich behaupte nur, daß dieses Sprichwort

auch in unsern Zeiten seine ganze Stärke beybehalten hat. Und daß, so fern man es verwerfen sollte, mit ihm zu gleich alle unsre Tugend, die wir etwa noch besitzen, verloren gehen würde.

Unterdessen muß ich doch eine Anmerkung machen, die geschickt ist, einen Begriff uns von der Tugend beyzubringen, die heut zu Tag fast allgemein ist, und sehr gerühmet wird. Es ist wahr: man hört das Wort Tugend nicht mehr so oft, aber desto mehr schreibt, und spricht man von Ehrlichkeit und Menschenliebe. Ein ehrlicher Mann, ein Mann, der Menschlichkeit besitzt, sagt nun eben so viel, als ehemals ein tugendhafter Mann. Wenn ich aber mit unparteyischem Auge umsehe, wie viel ehrliche Männer erblicke ich nicht? Seyon ist ein falscher, ein boshafter Mann. Allein er weißt seine Tücke unter einem äußerlichen Anstand trefflich zu verbergen. Er ist ehrsüchtig, er trägt daher kein Bedenken, um sich hinaufzuschwingen, den Unschuldigen zu stürzen, aber er bringt die Streiche so künstlich an,

daß

daß es der Gestürzte nicht merket, daß diese Streiche von Seyons Hand, der ihn bemitleidet, herkommen. Er ist ein feiner Verläumder. Ungerecht, so bald es sein Vortheil befiehlt, allein wie künstlich weißt er der Sache eine Wendung zu geben, daß man den Betrug nicht wahrnimmt! und dennoch spielt Seyon in den Augen der Welt die Rolle eines ehrlichen, das heißt, eines tugendhaften Mannes. Das versteht sich; die Religion gehört nicht mit zur Ehrlichkeit; denn wenn Seyon Religion hätte, wenn er ihre Sprache anhörete, die ihm innerlich zuredete: du handelst nicht ehrlich — würde er sich wohl getrauen, durch äußerliches Betragen das zu seyn scheinen, was er in der That nicht ist? Er giebt also mehr auf das Urtheil der Welt Achtung, und so behauptet er den Charakter eines tugendhaften Bürgers.

Strephon ist voll Menschenliebe. Er raubet zehn Familien aus, und bringt sie in den äußersten Armuth. Allein er macht den Plan zu einer milden Stiftung. Schießt tausend Thaler dazu her, das gerade der

Zins von seinem Diebstahl ist. Erst neulich gab er aus guten Ursachen einem armen Mägdchen hundert Ducaten zur Aussteuer. Zween ihm anvertraute Weysen versorgte er, weil er sich von ihrem Erbe schon ziemlich bereichert, und mit der Rechnung nicht mehr hinaus sah. Ist Strephon tugendhaft? Ja; denn er besitzt Menschenliebe. Oder soll das keine Probe seiner Menschlichkeit seyn, da er aus Güte den Raub mit dem Bestohlnen theilet, wo er ihn doch ganz für sich hätte behalten können, ohne darum auch nur einen Grad von der gepriesnen Menschlichkeit zu verlieren? Man sieht es also, daß es unsern Zeiten an tugendhaften Leuten nicht mangelt. Man setze statt dem Worte Tugend, Ehrlichkeit, und Menschenliebe, so verschwinden alle Zweifel, alle Einwürfe, die man deßwegen machen kann. Wir sind, und bleiben eben so tugendhaft, als es unsre frommen Voraltern waren. Ja, was unsern Vorzug noch ausmacht, so sind wir es ohne Religion, da sie es nicht anders als durch dieselbe seyn zu können glaubten. Oder wann gienge es wohl

mensch-

menschlicher zu als eben zu unsern Zeiten? Da man so gar Stiftungen machen mußte, um die Proben unsrer Menschlichkeit aufzubewahren.

Die Herren Philosophen, diese großen und starken Geister waren mit all dem nicht zufrieden, sie winkten fremden Tugenden aus China, und Japan herüber, vergötterten selbe, um uns dazu zu reitzen. Und mit welchem Erfolg? Dieß werde ich eben itzt erklären, nachdem ich nicht mehr zweifle, diese Anmerkung werde meiner Abhandlung das nothwendige Licht geben, in der ich beweisen werde, wie sehr man sich Mühe giebt nach dieser Mode tugendhaft zu werden, und wie geduldig man es in der Noth ist. Was in das Auge fällt, das rühret uns am meisten. Ich bin es schon gewohnt, und wer Geschmacke hat, der macht es eben so, nach dem Außenwerke den Werth eines Mannes zu bestimmen. Wer anders urtheilet, wenn er schon nicht irret, der giebt sich dem Gespötte unsrer aufgeklärten Welt bloß, und wenn es gut geht, so nennt man ihn noch einen Pe-

danten.

danten. Ich will die Probe machen. Kramesnes kömmt in Gesellschaft. Ich gestehe es, er ist ein feiner Mann. Er denkt in einer Minute mehr gescheides, als zehn süße Stutzer in zwanzig Jahren. Er ist ordentlich in seiner Lebensart; urtheilet mit Geschmacke, und weißt von allen Dingen mit Anstand, und Gründlichkeit zu reden. Wie gesagt, dieser ehrwürdige Mann kömmt in Gesellschaft. Wie traurig, und stille wird auf einmal alles! ich habe es genau beobachtet, wie verächtlich man ihn angeblickt, wie höhnisch man ihn ausgelacht, wie mans sich still ins Ohr gesagt hat: wenn doch Kramenes dieser Pedant, dieser Heuchler wieder davon wäre! Ich habe über diese Scene sehr gestutzt, weil ich wußte, daß Kramenes weder ein Pedant, vielweniger ein Heuchler, sondern ein rechtschaffner Mann sey. Allein die Sache entwikelte sich bald. Leander ließ sich auch sehen: ja ich roch ihn, ehe ich ihn sah, so weit duftete er Mosch, und Ambra aus. Nun gieng der Spaß wieder an. Alle mußten weichen, und Leandern zu seinen

Com=

Complimenten Raum lassen, denn dazu brauchte er mehr als das halbe Zimmer. Wie doch alles an ihm lebte. Das Stock- und Degenband, Dresse, und Busch auf dem Hut; auf jeder Seite sechs der niedlichsten Buckeln; die galonirte Weste! Nein, hätte er auch eine Stunde lang nicht gesprochen, man würde ihn kaum genug haben betrachten können. Allein diese Maschine konnte noch etwas mehr als sich bewegen, und auf dem Tact herum drehen. **Leander** hatte auch reden gelernet, zu welcher Kunst ihm seine selige Mama viel Jahre lang einen Hofmeister gehalten. Ich verstunde zwar nichts, aber nur desto mehr lachte ich, wenn ich andere lachen sah, weil ich glaubte, **Leander** müsse sehr witzige Einfälle haben. Der rechtschaffne, der menschenfreundliche Leander hieß es immer — aber **Kramenes** der war allen Schönen zuwider; er sieht doch aus, wie ein alter Informator, und so mürrisch als ein Sterngucker! Die niedliche Perücke! einem Würzkrämer würde sie sehr gut passen. Er bringt überall Finsterniß mit sich,

wo

wo er hingeht, der boshafte Mann! er lauert auf jedes Wort, nur um den Schmähgeist machen zu können, und, Gott verzeih es uns, man weißt doch, wer er ist; man kennt seine Tücke! — Ich wollte mich des Kramenes annehmen, weil mir seine Rechtschaffenheit bekannt war; allein es half nichts, ich wurde dadurch nur lächerlich. Ich sah nun gar zu wohl ein, was eigentlich zum tugendhaften Mann gehöret, und ich werde mich sehr hüten anders als die Welt davon zu urtheilen. In der That hielte ich Leandern für einen Menschen, der sich durch täglich neue Thorheiten vor andern auszeichnet. Für einen leeren Kopf, der, außer der Galanterie, nicht einmal zu einem Musketier Fähigkeit besitzt. Für einen unwissenden Narren, ja, für ein recht boshaftes Geschöpf, das mit der Religion nur seinen Spaß treibt. Oft gerieth ich auf den verzweifelten Gedanken, Leander müsse eine Maschine seyn, und keine Seele haben, so unsinnig, so thierisch rasete er. Aber itzt weis ichs ganz anders. Kramenes, der tugendhafte Kra-

menes, ist ein Bösewicht. Leander ist der rechtschaffne, der menschenfreundliche Leander. Wer anders denkt, und urtheilet, der ist wenigstens ein Pedant, und wenn es auf einige schmachtende Damen ankömmt, wohl gar ein Ketzer.

Wenn ich die Sache wohl überlege, so ist man nach der Maaß tugendhaft, als man nach der Mode lebt; denn sonst sähe ich nicht, warum Leander tugendhaft, oder, damit ich nach der heutigen Sprache rede, rechtschaffen, und menschenfreundlich seyn sollte. Ich sähe nicht, warum ein Bauer nicht tugendhafter als seine Excellence, die ein Goldstück trägt, und alle ausschweifende Artigkeiten studirt hat, seyn sollte, da den groben Körper nur ein schlechter Kittel deckt, wenn man zum tugendhaft seyn schlechterdings mehr als die Mode erfodert. Welche beschämende Beyspiele könnte ich anführen, die manchen Junker tief unter seine Bauern herunter setzen würden, wenn er nicht Welt genug hätte, unverschämt zu seyn, um sich dadurch von der artigen Welt den Namen

eines ehrlichen Mannes zu erbeuten? Genug! die Sache ist klar und bedarf weiters keiner Beyspiele. Ein tugendhafter Mann ist heut zu Tag ein Mann, der nach der Mode lebt. Hat man aber jeher mehr auf diese Art tugendhaft zu werden sich bestrebet als in unsern Zeiten? Niemand, wer Augen hat, kann daran zweifeln. Gewiß, ich weine vor Freuden, wenn ich dergleichen Modeaffen daher tanzen sehe (und man kann sie doch häufig sehen) Ich danke Gott vielmal, wenn ich diese gedankenlose Puppen, ihre lächerlichen Krümmungen, ihre zärtlichen Minen, ihre Schwärmereyen betrachte, daß die Menschen noch nicht so lasterhaft sind, als mans dafür hält. Denn dieses alles nach dem Urtheile der Welt gehöret mit zur Tugend, wiewohl unsre Vorfahren so einen Menschen ins Tollhaus würden gesperret, oder als ein Abenteur verfolget haben.

Eben diese Mode, die so großen Einfluß auf die Sitten der Sterblichen hat, lernt uns auch aus der Noth eine Tugend machen.

Man darf eben die Kabale nicht studirt haben, um den Aufwand, den die Mode verschlingt, zu berechnen. Welche Summen verlangt nicht schon das Toilet, der Nachttisch eines eiteln Frauenzimmers, Tanz = und Fechtmeister eines jungen Helden? Und das ist noch alles sehr geringe. Die prächtigen Zusammenkünfte, wo öfters das Gehalt eines ganzen Jahres durch blinde Steine verschleudert wird; Opern, Schauspiel, Bals, Soupeen, und was noch mit zur Mode gehört, alles dieses, ich rechne nicht zu viel an, kostet zwar eine große Summe Geldes, besonders da es je einer dem andern zuvor thun will; allein hierinn besteht auch die Wesenheit der heütigen Tugend; und man ist nur in so weit rechtschaffen, und tugendhaft, je höher man es in dieser Gattung von Unsinn und Schwärmerey bringen kann. Ich rede hier nichts von jener Menschenliebe, die sehr theuer zu stehen kömmt, durch deren Antrieb sich einige Maitressen halten. Dieses ist freylich galant, aber es kostet Geld. Und ich könnte eine große Liste derjenigen aufweisen,

sen, die durch diese Menschlichkeit an Bettelstab gerathen, und zu Grunde gegangen sind. Vielmehr mache ich den natürlichsten Schluß, daß diese Verschwendung nothwendiger Weise diese artigen Tugendhafte in die dürftigsten Umstände, daraus keine Rettung mehr zu hoffen, stürzen müsse. Die Erfahrung bewähret diese Folge. Allein ich konnte bey allem dem noch nicht begreifen, ob das Sprichwort: **man muß aus der Noth eine Tugend machen**, noch heut zu Tag jene Wirkung hervorbringe, die es ehemals hervorbrachte. Ich sah viele dergleichen artige Kinder in der äußersten Noth; aber ich sah sie noch nicht tugendhaft handeln, oder, was eines ist, aus der Noth eine Tugend machen. Die unerlaubten Mittel, die schändlichen Ränke sich aus ihrem Elende heraus zu reissen überzeugten mich, daß sie das Sprichwort nur deßwegen so oft im Munde führen, um ihrer Unverschämtheit ein ehrwürdiges Ansehen zu geben.

Ich wollte daher diese Abhandlung ganz weglassen; weil ich glaubte dieses Sprich-

wort tauge nichts mehr, oder höchstens könne man es unter die nichts bedeutende Complimente zählen. Aber ein Freund, dem ich meine Zweifel schrieb, überführte mich eines andern. Er zeigte mir, daß meine Begriffe von der Tugend für unsre Zeiten viel zu streng, viel zu altfränkisch wären. Er führte sehr pracktische Gründe an, daß sich die Tugend mit der Mode ändere, und daß nach meinem System alle jungen Leute, die sich durch Artigkeit arm gemacht, und in die größte Noth gestürzet haben, nichts als lasterhafte Alte seyn würden, wofern man nicht glauben sollte, daß sie aus der Noth eine Tugend machten. Er überschickte mir eine große Liste dieser nothwendig Tugendhaften, und bath mich die Sache wohl zu überlegen. In der That, ich erkannte meinen Irrthum. Ich sah deutlich ein, daß sich mancher durch dieses Sprichwort wird zum Tugendhaften machen können, so boshaft er auch in seiner Noth gegen die Vorsicht murret; und so wenig er es seyn würde, wenn ihn seine Verschwendung, Mode hätte ich sagen sollen, nicht in solche

Umstände versetzet hätte. Das heißt: man ist nicht eher tugendhaft, als bis man muß: und alsdann taugt das Sprichwort vortreff- lich; *man muß aus der Noth eine Tugend machen*. Wie häufig gebraucht man sich dieses Sprichwortes, und wenn man es im angezogenen Verstande nimmt, wie christlich sieht die Welt nicht aus? —

Ich werde, um diese wichtige Wahrheit mehr zu beleuchten, die vornehmsten Charackter aus der Liste, die mir mein Freund mittheilte, hieherseßen.

Plastos Revisor in dem Städtchen N. zu diesem Amt hat ihn sein seliger Papa sehr frühe herangezogen. Weil dieser theure Mann sehr berühmt geworden, so will ich seinen Charackter weitläuftiger geben. Nachdem er die untern Klassen durchmarschirt, und zu großer Freude seiner Aeltern Schreiben, und Lesen gelernet, so nahm ihn sein Papa in die Schreibstube, um allda sich mit den Ausgaben, und Einnahmen des Städtchens bekannt zu machen. Plastos brauchte weiter nichts, als seinem patriotischen Papa auf

die Finger zu sehen, um fähig zu werden, dieses Amt mit gleichem Vortheil, und Ruhme zu behaupten. Er unterließ nichts, und ward in dieser Kunst bald Meister.

Der Papa bewunderte die Fähigkeit seines Sohnes. Nun, glaubte er, wäre es doch Zeit ihn zu versorgen, weil seine Kräften immer mehr abnahmen. Kurz, Plastos ward Stadtrevisor, und bald hernach Erbe eines großen Vermögens, denn sein gewissenhafter Papa starb als ein ehrlicher Mann, der, wenn es hoch kömmt, das Städtchen in zwanzig Jahren etwan um hundert tausend Thaler betrogen hat. Plastos verstund die Sache besser. Er war ein Mann, der zu Leben wußte, weder das Reichthum seines Vaters, noch seine eigenen Einkünfte kleckten, den Aufwand, den er der Mode opferte, zu bestreiten. Daher verdoppelte er seinen Eifer, und stahl in einem Jahre beynahe halb so viel als sein gewissenhafter Papa in zwanzig.

Wie es aber immer neidische Augen giebt, die jeden Schritt ihres Nächsten scharf

beobach-

beobachten; so wurden endlich Plastos Kunstgriffe entdecket. Man foderte ihm die Rechnungsbücher ab. Wie erbärmlich sah es darinn aus. Plastos konnte sich nicht verantworten; er beklagte sich nur über die bösen Zeiten, und über die Bosheit seiner Feinde. Wie ergieng es ihm aber? In allen Bier- und Weinschenken wurde er zum Strange verdammt. Aber ein hochlöblicher Magistrat, den Plastos so treulich gemästet, dachte ganz anders. Plastos Verbrechen hat allein darinn bestanden, daß er das Handwerk nicht so geheim als sein seliger Papa zu treiben wußte; derowegen haben seine Hochvermögende es für gut befunden, diesen ehrlichen Mann nicht ganz zu ruiniren. Man entsetzte ihn seines Amtes, und machte ihn zum Advocaten. Den Schaden sollte er von seinen Gütern ersetzen. Wie arm, wie dürftig ward Plastos mit einenmale! in welche Noth hat ihn dieser unversehene Zufall gestürzet! Er suchte zwar sich wieder aufzuhelfen; allein es blieb nichts verborgen. Der ehrliche Plastos mußte das

Städtchen räumen. Seine Collegen trugen Mitleiden mit ihm. Meine Herren, spricht er, ich weis aus der Noth eine Tugend zu machen. Er that es wirklich, und stahl hinfüro nichts mehr. Nicht zwar darum, weil es ihm am Wollen fehlete, nein, sondern weil man ihm alle Gelegenheit abschnitt, und wo er hinkam, zu genau auf die Finger sah.

Diese Geschichte erneuert sich sehr oft. Sie gebraucht keiner Anmerkungen. Sie beweißt nur gar zu klar, wie nothwendig unser Sprichwort sey; aus einem Diebe, der Schwert, und Rad verdienet hätte, einen ehrlichen Mann heraus zu bringen, der in seinem Unglücke noch eben das ist, was er als Stadtrevisor war.

Zum Ueberflusse will ich hier noch andere Beyspiele, aber sehr kurz, anführen, die bestättigen sollen, in welchem Verstande dieses Sprichwort seinen Gebrauch beybehalten hat.

Lelio, ein Jüngling, von dem das Frauenzimmer noch vieles zu sagen weißt. Keine

Aus-

Ausschweifung wurde begangen, an der er nicht Theil hatte. Seine Jugend war recht eine Kette von Schwärmerey, Wollust, und Unsinn. Aber wie gebeugt, wie demüthig kriecht itzt Lelio anher; wie gelassen ruft er gen Himmel um Beystand! welche Aenderung kann nicht ein böses Weib hervorbringen! so weit hat es seine gestrenge Frau, eine andere Xantippe, mit ihm gebracht. Er sieht sie als eine Geißel, und Strafe seiner Jugendsünden an. Er leidet alle Unbilden, die sie ihm täglich anthut, mit einer Gelassenheit, die ihres gleichen nicht hat. Kurz, er macht aus der Noth eine Tugend. Der rechtschaffene Lelio! zweymal versuchte ers mit Gift seiner Gemahlinn das Grab zu öffnen, aber ohne Wirkung. Gut, sagte er, so will ich denn aus der Noth eine Tugend machen. Hierauf nahm er so gleich einen Strick, und — wie es sich doch schicken kann — man kam zu frühe herbey. Lelio blieb bey Leben. Ewig Schade! welch ein Zeugniß hätte er abgelegt, auf welche Art man heut zu Tag in der Noth anfange tugendhaft zu

werden,

werden, nachdem man im Glücke allen Lastern ergeben war! Gewiß, Lelio würde der erste gewesen seyn, der sich aus Liebe zur Tugend erhenket hätte!

Mein Freund hat mir viele Frauenzimmer bekannt gemacht, die erst anfangen tugendhaft zu werden, nachdem sie die Sünde verlassen hat. Das ist, nachdem sie in die traurige Nothwendigkeit sind versetzt worden, das zu seyn, was sie niemals seyn wollten. Das Alter, und der durch die Wollust geraubte Reitz bringt sie auf dergleichen fromme Gedanken. Ich will diese Gleißnerinnen nicht öffentlich beschämen. Sie machen aus der Noth eine Tugend, und brauchen alle Schminke, alle Schönpflästerchen um irgend noch einen Jüngling zu fesseln. Ich rathe vielmehr allen Jünglingen diese graue Phrynen zu fliehen. Sie sind um so mehr gefährlich, je künstlicher sie sich verstellen und fromm scheinen wollen, da sie auf die unverschämteste Art, aus der Noth eine Tugend zu machen wissen.

Stolz

Stolz kömmt vor dem Fall.

Und das däucht mir heut zu Tage sehr natürlich zu seyn. Denn wenn man die Hoffart, diese allgemeine Seuche, die dem geringsten Mann, ja sogar dem Bettler anklebet, betrachtet, wenn man ihre Folgen, die so unläugbar, so häufig sind, untersuchet, so wird man fast allezeit finden, daß diese unglückliche Wirkung, diese betrübten Fälle, keine andere Ursache voraussetzen, als den Stolz. Ich berufe mich hier auf das Zeugniß der Welt selbsten, die meinem Satze ein überwiegendes Gewicht beylegt. Sie sieht den Fall, ja sie ist boshaft genug selben vorhero noch anzukünden, ehe er sich ereignet; auf was gründet sich aber ihr Ur-

theil?

theil? Auf das Sprichwort: Stolz kömmt vor dem Fall. Und hierinn hat sie sich nur selten betrogen. Das sicherste Zeichen des nahen Sturzes ist unwidersprechlich jene vortheilhafte Einbildung, die wir von unserm Vorzuge, von unsern natürlichen Kräften, und Fähigkeiten unsinnig hegen; jener Hochmuth, der uns ein Recht zu geben scheint, über andere mit Verachtung wegzusehen; jenes blehende Wesen, das in all unsern Handlungen herrschet, mit welchem wir uns von dem Pöbel unterscheiden wollen. Mit einem Worte: wir erdenken uns so manchfaltige Kunstgriffe, uns durch eine übertriebene Hoffart zu stürzen, daß ich kein Bedenken trage zu sagen: man macht sich vorzüglich eine Ehre daraus, dem Sprichworte: **Stolz kömmt vor dem Fall**, ein unumstößliches Zeugniß seiner Wahrheit abzulegen.

Unsre Vorfahren gaben diesem Sprichworte noch eine andere Wendung, die aber in unserm aufgeklärten Jahrhundert nichts mehr zu bedeuten hat. Die abscheulichste Art von

Stolz bey ihnen war diese, da man auf sich, und seine eigenen Kräfte in dem wichtigsten Geschäffte des Heils alles baute. Da man sich allen Gefahren blos gab; sich in alle Gelegenheiten stürzte, weil man aus angemaßter Klugheit, oder aus verdammlicher Pralerey sich versprach, schadlos durchzukommen. Sie demüthigten sich dahero in solchen Umständen immer; sie erkannten ihre Unvermögenheit destomehr, je häufiger, und trauriger die Niederlagen waren, welche diese Gattung von Uebermuth schon angerichtet hat. Sie ergriffen die Heilmittel der Religion, und blieben bey allem dem noch in einer gewissen Angst versetzet, welche die beste Lehrerinn der Demuth war. Aber, wie gesagt, diese Anmerkung geht uns nichts an. Wenn wir auf solche Art fallen, so geschieht es gewiß nicht aus Stolz; nein, aus menschlicher Schwachheit, die öfters nach der jetzigen Gewohnheit zu sprechen, die schwärzesten Laster bedecken muß, oder, wenn es recht philosophisch hergeht, wohl gar aus Ehrlichkeit und Menschenliebe, die, wie ich schon ange-

angemerket habe, allen Ausschweifungen ein ehrwürdiges Ansehen verschaffet.

Unterdessen finde ich Proben genug, um zu erweisen, daß Stolz immer vor dem Fall hergehe. Nur da bin ich unschlüssig, was eigentlich unter dem Worte Fall soll verstanden werden. Vielleicht ist es eine Demüthigung, die uns erinnern muß, daß wir stolz waren, und die uns eben darum auf den Weg der Selbsterkenntniß zurück führet. Ich lasse es gelten. Allein ist es mir gleichfalls bekannt, daß dieses Mittel dazu eben nicht das geschickteste sey. Wenn es wahr ist, und es ist doch fast allezeit wahr, daß die Stolzen Thoren sind, wie viel wird nicht erfodert es einem begreiflich zu machen, daß er ein Narr ist? Welche Beschämung, welche Erniedrigung wird ihn demüthigen können? Morenon spricht immer von sich, und seinen Versen. Man ist keine Stunde vor ihm sicher, daß er uns nicht mit einem Gedichte überfällt. Er wirft mit witzigen Einfällen um sich, und das alles in Reimen. Ereignet sich ein Todesfall, Morenon ist

gleich

gleich mit einem Leichkarmen fertig; eine Taufe, Morenon dichtet. Wird eine ansehnliche Beförderung vorgenommen, Morenon dichtet; fällt ein Geburtstag ein, Morenon singt sich heisch; und dabey ist er stolz genug, zu glauben, er seye der vortrefflichste Dichter seiner Zeiten; unerachtet man seine Gedichte nicht lesen kann, ohne zuvor magenstärkende Mittel zu sich zu nehmen. Alle andere Poeten sind Stümper gegen ihn; ja er versicherte mich einmal im Vertrauen, daß er es noch höher als Virgil, und Homer bringen wollte. Ovid scheint ihm ein ausgemachter Pfuscher zu seyn. Ueber die Neuern trägt er herzliches Mitleiden; aber, wie gesagt, seine eignen Verse sind vortrefflich; dieß sagt er in einer Stunde zehnmal, man mag es nun hören wollen, oder nicht. Das ist ein unerträglicher Stolz, den man ein bischen herabsetzen muß. O daran arbeitet man vergebens! man hat es dem guten Morenon hundertmal gesagt, seine Verse seyen elend, hinkend, und siech. Er könnte sein Handwerk mit gutem Gewissen

aufgeben, die gelehrte Welt verlöre dabey weiter nichts, als einen Mäv. Man spottete seiner, man lachte ihn recht hämisch aus; kurz, man unterließ nichts, seinen Stolz herabzusetzen, ihn zu demüthigen.

Allein welche Wirkung brachte dieses alles hervor? Morenon bleibt der alte Morenon. Noch macht er Verse; noch immer lobt er sie (und er ist doch der einzige, der sie lobt) noch spricht er immer von sich, und seinen Fähigkeiten. Alle, die ihn schelten, sind Unwissende, oder Leute, die gegen seine Person mit Vorurtheilen eingenommen sind. Leute, die das Feine der Poesie nicht verstehen, eben darum, weil sie seine Gedichte verachten, und darüber lachen. Ist Morenon nicht ein unerträglich stolzer Narr? Auch da noch, da man es ihm schon auf so zerschiedene Art zu verstehen gegeben hat? Was aber wohl das schlimmste seyn mag, so ist diese Thorheit ganz unheilbar.

Was ich hier von einem Poeten gesagt habe, das gilt von allen Gattungen der Gelehrten. Der Stolz scheint auf eine besondere

dere Art ihr Eigenthum zu seyn. Von dem Zeitungsschreiber bis auf den tiefsinnigen Mathematiker ist beynahe keiner von dieser Krankheit befreyet. Dieser rühmet sich öffentlich, und wird der Bewunderer seiner witzigen Mißgeburten; jener geht verschlagner zu Werk; man redet von Gelehrten, aber von ihm ist alles stille. Wie wehe thut ihm das! endlich bringt er die Rede so weit, daß die Anwesenden natürlicher Weise auf ihn verfallen mußten. Nun lobt man seinen Verstand, seine Schriften, seine große Belesenheit. Wie zufrieden lächelt er itzt, mit welch heiterer Mine drückt er sein Vergnügen darüber aus! was sind endlich die Vorreden anders, als gedruckte Merkmale des Stolzes der Autoren? — Kremes schreibt: Ich wage einen Schritt, der mich billig zittern macht; da ich dem geehrten Publikum ein Werk überliefere, das über meine schwachen Kräfte weg zu seyn scheinet.

Das kann ich unmöglich glauben, daß Kremes gezittert habe, da er sein Buch ans Licht treten ließ. Unterdessen gefällt mir

der Anfang dieser Vorrede sehr wohl, sonderbar die Worte: meine schwachen Kräfte. Hat er jemals die Wahrheit geredet, so war es gewiß diesesmal. Das geehrte Publikum verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit, denn, wenn ich mich nicht sehr irre, so fängt er hiedurch seine eigne Lobrede an.

Ich gestehe aufrichtig meine Schwachheit. Dieses Werk, und die darinn wichtige enthaltene Wahrheiten foderten einen ganz andern Mann, als ich bin.

Gut, mein Herr, ich verstehe sie vollkommen. Der Leser soll so gefällig seyn, und ihre Bescheidenheit ein wenig bewundern. In der That, sie sind doch ein schlauer Herr, wie demüthig wissen sie es zu sagen, daß sie wichtige Wahrheiten in ihrem Werke abhandeln! Nein, ich glaube es ihnen nimmermehr, durch den andern Mann verstehen sie gewiß ihre eigne Person. Diese Figur ist so neue nicht mehr.

Allein, das Einrathen guter Freunde, denen ich meine Arbeit zur Einsicht überreichte, munterte mich auf.

Und

Und diese guten Freunde, wer sind sie, mein allerliebster Kremes? Sie wissen es nicht, und ich auch nicht. Geben sie Achtung, daß sie nicht ihr eigner Verräther werden. Vielleicht entdecken sie es aus Versehen selbsten noch, wer sie zu diesem Unternehmen aufgemuntert habe.

Und weil ich glaubte, dieses Werk könnte sich doch nützlich lesen lassen.

Dieses glaubten sie, Herr Autor, ihr Verleger, und sonsten niemand: man bemerke anbey, wie schön sich der Verfasser wieder von seiner Furcht erholet.

So entschloß ich mich selbes dem Publikum nicht vorzuenthalten, zu dessen Wohl und Aufnahme alle meine Arbeiten gerichtet sind.

Habe ich sie nicht gewarnet, Herr Autor, sie sollten sich ein bischen in Acht nehmen, damit sie nicht ihr eigner Verräther werden? Nun weis ich, wer diese guten Freunde sind, die sie zu diesem wichtigen Schritte aufgemuntert haben. Ihre Eigenliebe, und ihr Stolz. Diese beredet sie, daß ihr Werk nützlich wä-

re; und jener will es dem Publikum weiß machen, daß es ihm unentbehrlich, und gerade zu seinem Besten abziele. Beedes sagen sie selbsten so offenherzig heraus, daß man auf sie nicht das geringste Mistrauen schöpfen sollte.

Uebrigens lasse ich es dem vernünftigen Leser über, sein Urtheil über meine Arbeit zu fällen. Wie vielen Dank werde ich ihm wissen, wenn er mich eines bessern belehret. Denn die Wahrheit ist mir auch in fremden Federn ehrwürdig.

Diese Formel ist unter Autoren ein nichtsbedeutendes Kompliment; und will eben so viel sagen als: da ich von meiner Einsicht, und Gelahrtheit überzeuget bin, und die Wahrheit mit eben so vielem Fleiße aufsuchte, als an Tag lege, so hoffe ich meine Leser werden sich hiemit begnügen lassen, und mit demüthiger Unterwerfung dasjenige für ächt annehmen, was ich zu ihrem Unterrichte niedergeschrieben habe. Kremes selbsten gab mir zu dieser Auslegung Anlaß. Einige Gelehrten

lehrten verstunden seine Worte nicht recht; sie nahmen seine Anerbietung, die sie aus einer rühmlichen Lehrbegierde, und Liebe zur Wahrheit herzufliessen glaubten, im Ernste auf. Sie zergliederten sein Werk, sie zeigten ihm offenbare Ungereimtheiten; falsche Verdrehungen; grobe Lügen; sie entdeckten vieles, das dem Staate, und der Religion höchst nachtheilig (Religionsspötter geben immer vor, sie schreiben aus Liebe zur Wahrheit und Nutzen des Staates) sie schilderten sein Buch als eine den guten Sitten gefährliche Schrift ab, und zwar mit einer solchen Bescheidenheit, so fern von allen beleidigenden Ausdrücken, daß ich in der That nichts anders erwartete, als das Kremes seinem feyerlichen Versprechen nach diesen Männern darum danken würde. Kremes danken? — Niemals rasete er heftiger. Er lästerte, er schimpfte gleich einem Unsinnigen, und das alles in öffentlichen Blättern. Aber, erlauben sie mir, Herr Autor, eine Frage: haben sie ihr Werk nicht dem Urtheil vernünftiger Leser unterworfen? Versicherten sie das

Publikum nicht, die Wahrheit wäre ihnen auch in fremder Feder ehrwürdig? Nun man hat ihnen diese auf die bescheidenste Art entdeckt, warum gerathen sie denn in eine solche Hitze? Sie bedauren mich in der That. Hätten sie ihren Stolz in der Vorrede nicht mit so demüthigen Ausdrücken verhüllet, so würde ich itzt boshaft genug seyn, sie auszulachen. Allein da sie es itzt der ganzen Welt offenbaren, daß sie ein so hoffärtiges Geschöpf sind, und nur um Ruhm zu erbetteln geschrieben haben, oder würden sie sonst so autormäßig auf ihre Gegner schimpfen? so trage ich Mitleiden mit ihnen, daß ich sie nicht auch mit in die Klasse derjenigen zählen kann, die dem Sprichworte: **Stolz kömmt vor dem Fall**, das unwidersprechlichste Zeugniß der Wahrheit ablegen. Denn eine jede Demüthigung, die ich in Absicht auf Gelehrte unter dem Worte **Fall** verstanden habe, wird sie noch dreister, und stolzer machen, als sie vorhero waren.

Ich gehe weiter und entdecke eine zwote, und dritte Art von Sterblichen, die meinem

Sprich=

Sprichworte eine schlechte Ehre machen. Ihr Hochmuth, ihre Verschwendung, womit sie ihren Stolz zu erkennen geben stürzet sie zwar; allein jene wollen es nicht einsehen, und diesen ist der Fall nur eine Nahrung ihres Stolzes, der nachgehends nur desto sicherer, nur desto unerträglicher wird. Mit einem Wort sie sind sich vor, in, und nach dem Fall immer gleich.

Nichts macht uns öfters hochmüthiger, als der Rang, den uns die Natur durch die Geburt gegeben hat. Ein blinder Zufall, aber nichts destoweniger ein Zufall, der unsrer Eigenliebe bis zur Unsinnigkeit schmeichelt. Ich kenne eine gnädige Dame, die sich fast zu Tod geärgert, daß das Blut der Stallmagd viel schöner, und röther aussah, als das ihrige, welches doch durch so viel adeliche Kanäle geflossen, bis es endlich zufälliger Weise diese prächtige Maschine belebet hat. Zur Stunde mußte dieses arme Mensch aus dem Hause, weil die gnädige Dame sicher davor hielt, sie beschimpfte hiedurch ihren alten Adel. Gewisse boshafte Schrift-

steller, nennen diesen Enthusiasmus Ahnenstolz. Dieser Ausdruck scheint mir so ziemlich richtig zu seyn, denn die Ahnen allein sind es, auf deren Verdienste diese vornehmen Creaturen so stolz thun. Eine reiche Weste, ein gepuderter Kopf, ein Wagen mit vier Pferden bespannet, die diese theure Lasten durch die Gassen schleppen, sind oft der einzige Vorzug, den sie für dem Pöbel, wie sie sagen, behaupten, bis endlich die übermäßige Verschwendung, der unnütze Pracht, alles dieses, als den traurigen Rest ihres Stolzes, in die Hände der Gläubiger überliefern. Welch ein betrübter Anblick! aber, wie gesagt, Stolz kömmt vor dem Fall. Alles, was ich wünschen kann, ist dieses, diese Thoren möchten sich doch eines solchen Sturzes zu Nutze machen, vielleicht würden sie sich alsdann ihrem vorigen Glücke wieder nähern, allein wie eitel sind meine Wünsche! das alte Sprichwort bedarf noch eines Zusatzes, wenn ich sie mit darunter begriffen haben will. Stolz, muß ich sagen, kömmt vor, und bleibt nach dem Fall.

Da

Da wallt seine Excellence daher, aber, mein Gott, wie ganz verändert; statt dem stolzen Gaul, der ihn ehemals trug, und Silber käuete, ist itzt ein Stab sein Reisgefährt, mit dem er sich fort schleppt, und zwar um so leichter, je tiefer der ehrwürdige Bauch herabgeschmolzen. Seine Augen reden recht laut die Sprache des Hungers. Was ihm natürlicherweise sehr wehe thun muß, so treiben seine ehmaligen Unterthanen, die sich itzt unter einer milden Herrschaft allmählig erholen, nur das Gespötte mit ihm. Demüthiget ihn das wohl? Nicht im geringsten. Er steift sich auf seinen alten Adel, und glaubt, man wäre schuldig seiner Ahnen wegen ihn hochzuschätzen, die ihm ein Recht einräumeten, von dem Pöbel dasjenige zu fodern, was zu seinem Unterhalt nothwendig ist. Er nimmt nichts an, was ihm nicht mit unterthänigster Devotion aufgedrungen wird. Wirklich beneide ich das Dorf, dem die vielsagende Ehre bestimmet ist, dieses hochadeliche Geschöpf mit geziemender

mender Ehrfurcht zu füttern, daß es bey seinen siebenzig Ahnen nicht verhungere.

Eben das gilt von einem Mann, der sich überwinden kann auf eine anständige Art Banquerut zu werden. Der Reichthum ist gemeiniglich eine Nahrung des Stolzes, was trägt aber hiezu mehrers bey, als ein ansehnlicher Banquerut? Freylich kostet es ein bischen Beschämung, und es wird Leute genug geben, die dieses Unglück wegen gar zu großem Uebermuthe noch vorhero muthmassen, und sich lustig darüber machen werden. Allein das muß einem ehrlichen Mann, der unverschämt genug ist, mit fremdem Gute der Welt seine Herrlichkeit zu zeigen, und stolz zu thun, nichts verschlagen. Ich bin eben kein großer Meister in der Rechenkunst, allein so viel weis ich gewiß, daß ein Banquerut nach dem heutigen Cours eben jener Fall ist, der unsern Stolz dauerhaft macht. Man überlege die Sache ernsthaft: Krassus macht einen Banquerut von fünfzig tausend Thalern. Um den halben Theil auf gut englisch betrügt er seine Gläubiger, der andere

dere halbe Theil fällt ihm zu. Ist dieses keine ansehnliche Summe, die seine Hoffart hinfüran wird befriedigen können?" Nur ein Jahr warte man, und Krassus ist schon wieder im Stande, es jedem an Pracht, Ueberfluß, Verschwendung gleich zu thun. Wie hochmüthig schaut er itzt aus seiner Gutsche über den gemeinen Haufen weg, er, der noch kurz vorhero das Gespötte der ganzen Stadt war. Ein unvermutheter Zufall half ihm wieder auf die Beine, eine reiche Erbschaft — so heißt es. Allein Krassus sah sein Haus sinken, er kam ihm zuvor; sein Stolz ersann das tauglichste Mittel, bey dem man heut zu Tag ein ehrlicher Kerl bleiben kann. Der halbe Theil von fünfzig tausend Thalern! wirklich ein ansehnlicher Raub, der genug ist, sich auf eine prächtige Art sehen zu lassen. Mit einem Worte: ist Krassus ein Beyspiel, daß Stolz immer dem Fall vorgehe, so ist ers eben auch, daß nach dem Fall er weit unerträglicher sey, als er vorhero war, weil er nunmehro die Unverschämtheit selbsten zum Grunde hat.

Die

Die Anzahl der Hoffärtigen ist unter dem gemeinen Haufen nicht viel geringer, als unter Gelehrten und Edeln. Der Bürger dichtet sich oft Vorzüge an, die er nicht hat, und um deßwegen verachtet er andere seines gleichen. Er steigt in seinen Gedanken so hoch empor, als unsre Heckenjunkerchen kaum steigen mögen, wenn sie ihren Bauern Befehle ertheilen. Mein Schneider, der dickköpfigte Hanns, ist so aufgeblasen, daß er seine Handwerksgenossen nur von der Seite her anschielt, weil er einer Durchlaucht, die hier durchreisete, das Gallakleid, das durch einen unvermutheten Zufall verderbet worden, aufrichten mußte. Er ist sorgfältig, diese Geschichte auf seine Nachkommen fortzupflanzen, daß er selbe beynahe den Kindern auf der Gassen einpräget, wenigstens in allen Gesellschaften hört man ihn vom Gallakleide seiner Durchlaucht sprechen. Mir gefallen jene am besten, die aus ihrem Bürgerstande von ungefähr sind erhoben worden. Man kann es sich kaum vorstellen, wie hoch sich diese stolzen Thiere aufbäumen! Sie

ver-

vergessen ihrer Freunde, ihrer Bekannten, ja sogar ihrer eignen Aeltern. Allein wie bald fühlen sie die Folgen ihres Uebermuthes, wie bald fallen sie wieder in jene verächtlichen Tiefen zurück, von da sie kaum hinaufgeklettert sind! Wichtige überzeugende Beweise des alten Sprichwortes: Stolz kömmt vor dem Fall.

Kennen sie, mein Herr, den flinken Christian, den Sohn des alten Jörgens Barbiers im Städtchen Q**? Sein Vater überließ ihm die Heimath, und er verheurathete sich mit der ehr- und tugendsamen Jungfer N** ein Umstand der sonders merkwürdig ist. Er ist ein guter dienstbarer Mann, der seinem Nächsten gern noch ein Bein entzwey schlägt, um an ihm seine Kunst zu probiren. Das muß man ihm zum Ruhme nachsagen, daß er in seiner Gegend der beste Chirurge ist. Im Schnitte, wenn er zu Tische sitzt, ist er vortrefflich. Zum Zahnbrechen hat ihm die Natur außerordentliche Kräften mitgetheilet. Sein Messer hat mich schon viele Thränen gekostet. Uebrigens war

er sehr leutselig, und gemein; rühmete sich seiner Kunst halber niemals; verachtete niemand, und trug für seinen alten Vater eine ungemeine Sorge. Allein wie veränderlich sind wir Sterblichen! Christian, der gutwillige Christian fliegt nicht mehr durch die Gassen; steif steigt er anher; grüßt niemand; kennt seine Freunde nicht mehr; flieht die Gesellschaft gemeiner Bürger; kaum kann er sich besinnen, daß der alte Jörg der Vater eines Stadtoperateurs sey; denn Christian ist Stadtoperateur geworden. Wer hätte das muthmassen sollen? Wer daran denkt, daß seine Frau jung, und schön ist, dem wird diese Erhöhung so wunderbar nicht vorkommen. Der ihn nur schlechthin Christian nennet, und nicht Herr Stadtoperateur, begehet wenigstens eine Todtsünde, und verdient seine Verachtung. Er fängt nun an sich seinem hohen Charakter gemäß zu kleiden. Seiner Frau befiehlt er ernstlich keinem Bürgersweibe so wohl in der Kirche, als sonst irgendswo den Rang zu lassen. Mit einem Wort: Christian ist auf einmal ein unerträg-

träglich stolzer Narr geworden. Sein Vater der alte Jörg denkt auch so. Allein er trieb es nicht lange. Seine Aufführung war zu kostbar; seine Einkünfte hingegen zu schlecht: die Bürger um ihn zu demüthigen, entschlugen sich seiner Kunst. Er gerieth in Schulden, und ward endlich mit Gunst seines Amtes entsetzet — Wie dienstfertig, wie leutselig, wie freundlich ist Christian nicht wiederum! Den Geringsten trägt er seine gehorsamen Dienste an; empfiehlt sich seinen Freunden, und bittet, sie möchten ihn ferners recommandirt seyn lassen. — Das ist zu viel, Herr Stadtoperateur, antwortet man ihm, sie lassen sich zu tief herunter, wir sind ihrer Dienste nicht würdig — wie krümmt sich der getroffene Christian! Nun erkennet er, daß er ein Narr war, und daß dieser Vorfall von seinem Stolz herrühre. Solche Christianen giebt es häufig, und mein Nachbar, der gerade gegen mir über wohnt — ich mag nicht reden — die Zeit wird es ihn lehren, daß Stolz vor dem Falle kömmt.

Von dem schönen Geschlechte ist es nicht nothwendig, daß ich einige Anmerkungen mache. Der Hoffart ist ihnen wie angebohren. Wie viele gnädige Frauen, wenigstens in ihrer Einbildung waren sie es, kennt man, die itzt ihre Hand dem nächsten besten Tambour überreichen würden, der sie unter die Haube zu bringen Lust hätte. Wie viele **Lesbien** zählt man, die spröde genug waren, ein Bürgersweib zu werden, die aber itzt entweders als gestrenge Frauen verhungern, oder ihre Jungfrauschaft, welche ihnen ein junger Stutzer unter Versprechung der Ehe geraubet, beweinen! aber daran war just ihr Hoffart die einzige Ursache. Mehr dergleichen Beyspiele sind unnöthig. Genug, ich kann selbe, ohne daß ich sie anführe, weil sie bekannt genug sind, als eine Bestättigung des alten Sprichwortes ansehen: **Stolz kömmt vor dem Fall.**

Ein Erfahrner ist besser als zehn Gelehrte.

Und eben dieses kann ich unmöglich glauben. Höchstens scheint mir dieses Sprichwort der Wahn des unsinnigen Pöbels, oder der Stolz eines alten Kunstrichters zu seyn, von daher es ohne Zweifel seinen Ursprung genommen. Denn, daß es unsre vernünftige alte Deutsche sollten erdacht haben, das lasse ich mich nimmermehr bereden. Es liegt mir so viel daran, daß ich Ursachen genug habe, es so geradehin weg zu längnen. Ist es nicht unverantwortlich so vielen witzigen, und gelehrten Köpfen, denen nur noch Er-

fahrung mangelt, durch dieses Sprichwort alles Ansehen, Brod, und guten Namen weg zu rauben? Sieht ein theoretisches Auge den Zusammenhang der Dinge nicht besser, als ein practisches, das sich immer mit Gewohnheiten, und ähnlichen Fällen abgeben muß? Wird ein Gelehrter nicht prächtiger, nicht mit schönern Worten aus dem zureichenden Grunde her demonstriren, daß dieses, oder jenes sich so ereignen könnte, wenn — als ein Erfahrner, der nur ungeschmünkt, und mit wenig Worten etwas bejahet, oder verneinet, gesetzt, daß er selten irret? Und unsre Voraltern in Ansehung aller dieser Beweggründen sollten wohl gesagt haben: ein Erfahrner ist besser als zehn Gelehrte? Nein, das läßt sich nicht einmal muthmassen. Ich bins gewiß, wenn es ihren Schatten erlaubet seyn sollte, ihre Nachkommen auf diesem Runde heimzusuchen, sie würden über die grundgelehrten Geister, mit denen unser Jahrhundert gesegnet ist, erstaunen; sie würden die Gelahrtheit wieder in ihre Rechte einsetzen, und vielen unerfahrnen Theoretikern,

welche

welche unzeitige Vorurtheile arm gemacht, wieder zu Brod verhelfen.

Dem ungeachtet bleiben meine Landesleute auf dem ungerechten Wahn, daß ein Erfahrner immer besser wäre, als zehn Gelehrte. Es ist dieses ein Wahn, der, wie sie vorgeben, seinen guten Grund hat. Ich selbsten bin in gewißen Stunden, wo ich mir Erfahrung zu haben einbilde, so überzeugt davon, daß ich unser Sprüchwort als ein Wahrwort mit ihnen ansehe; nur über das bin ich unschlüssig, was eigentlich einen Erfahrnen, und Gelehrten ausmachen soll. So viel weis ich gewiß, daß meine Meynung mit der ihrigen hierinnen nicht übereinstimmen werde.

Besteht sie, die Erfahrung, in einem bestimmten Alter? Ist nur dieser ein erfahrner Mann, der beynahe auf der Grube geht? Ich dächte, nein. Denn es giebt alte Narren genug, die gerade das Gegentheil beweisen; die weder vernünftiger denken, weder klüger handeln, als ein Kind, das noch mit dem Hampelmann spielt. Die Jahre kön-

nen also etwas beytragen, aber in ihnen allein besteht die Erfahrung noch lange nicht. Unterdessen was ist wohl gemeiner als daß man dem Alter diesen Vorzug uneingeschränkt beymißt? Ich sehe den Kliton, die ganze Stadt rühmet ihn als einen klugen, und erfahrnen Mann. Es ist wahr, seine grauen Haare machen ihn ehrwürdig. Wenn er sonsten niemal was gelernet hätte, so könnte er Alters wegen durch die Erfahrung belehrt weise seyn. Aber Kliton ist es nicht. Er handelt ohne Absicht, ja er tändelt nur. Weit gefehlt, daß er einem Geschäffte von Wichtigkeit, außer dem, das zur Erhaltung seines Körpers nothwendig ist, gewachsen wäre, so weißt er auch niemand einen klugen Rath mitzutheilen. Kurz, Kliton ist alt, aber noch lange kein erfahrner Mann.

Ich setze zu den Jahren noch eine Aufmerksamkeit, mit der man die zerschiedenen Fälle, die sich wechselweise ereignet haben, betrachtet, mit der man sie genau gegen einander abgewogen hat, nach den Umgang mit Männern, von denen man versichert ist,

daß

daß sie in diesem Fache bewandert sind, noch eine Kenntniß, die aus einer Anstrengung, und steten Uebung des Verstandes entspringt, hinzu, und nun bin ich nicht mehr ferne von dem erfahrnen Mann, der in der That besser ist als zehn Gelehrte, wenn gleich seine Haare die Merkmale eines hohen Alters noch nicht sehen lassen. Man wird ihn in einem gewissen Verstande eben auch gelehrt nennen kennen, obschon er nicht alle Fächer der Schulen durchgangen hat, allein die Erfahrung drückt seiner Gelahrtheit das Siegel einer Gründlichkeit auf, die auf sich bauen darf, und die sich niemals leicht verirret. Nun, däucht mir, den Erfahrnen von dieser Seite betrachtet, ließe es so schwer nicht, zu behaupten: ein Erfahrner wäre doch wohl besser als zehn Gelehrte.

Allein wie unzufrieden würden alsdann unsere jungen Gelehrten seyn, die so neugebacken von der Academie herhüpfen, und sich schon, ich weis nicht, was für Streiche einbilden, die den Hut mit der reichen Krämpe tief ins Gesicht drücken, und ernsthaftere

Gesichter, als ein römischer Questor machen? Ich selbsten, sollte dieses Sprichwort wahr seyn, wie viel würde ich dabey verlieren? Ich bin Autor. Die Welt ist boshaft genug von diesen Geschöpfen nebst der Gelehrtheit auch Erfahrung zu fodern, aber gerade diese ists, die mir abgeht, und von der erstern darf ich mich keines Ueberflusses wegen rühmen.

Ich werde also diesem Sprichworte eine ganz andere Wendung geben, die mir um so mehr wahrscheinlicher vorkömmt, je zufriedner ich, und viele andere meines gleichen mit ihr seyn können. Ein Gelehrter, behaupte ich, ist besser als zehn Erfahrne. Man wird mir hierüber Einwürfe machen. Das verschlägt mir aber nichts. Ueber Einwürfe, die ich nicht auflößen, oder zerstäuben kann, werde ich mich, als ein Modephilosoph, lustig machen, dadurch erlange ich gewiß von dem dritten Theile meiner Leser Beyfall. Entwickele ich nur erst den Begriff eines heutigen Gelehrten, so glaube ich beynahe gewonnen zu haben. Ich werde endlich, sollte

te mir es wider Vermuthen fehlschlagen, Mittel an die Hand geben, wodurch wir Gelehrte uns so ansehnlich empor zu schwingen vermögend seyn können, als es hundert Erfahrne nicht im Stande sind.

Hier wird man sich zerschiedene Eigenschaften vorstellen, die ich alle zur Wesenheit eines Gelehrten fodern werde; lange, mühsame Vorbereitungen — eine Belesenheit in den alten, und neuen Schriftstellern — würde ich einen Gelehrten des güldenen Alters abschildern, so möchte es so hingehen; diese Foderungen wären ohne Zweifel gerecht. Allein ich versprach den Begriff eines heutigen Gelehrten aufzudecken; weil ich diese Abhandlung nicht für die vorigen Jahrhunderte, sondern für gegenwärtiges Zeitalter schreibe. Sonst würde meine Absicht, nützlich zu seyn, ganz wegfallen. Ich nenne also den einen Gelehrten, der nach der Ordnung die Klassen der Schulen durchgelaufen hat. Dazu gehört nun weiter nichts, als gesunde Füsse. Er muß wenigstens drey Jahre eine berühmte Universität angegaffet haben, von deren Einrich-

tung er eine Stunde lang ununterbrochen schwazen kann. Was eigentlich zur Hauptsache gehört, so muß er Dreistigkeit genug besitzen, jedem, der seine Meynung nicht gutheissen will, zu widersprechen. Wenn er die Titel einiger Folianten inne hat, oder, was noch mehr ist, wenn er die Register von den abgehandelten Materien wohl studirt hat, so ist dieses eine leichte Sache. Wenn man in vier Jahren vier und zwanzig Stunden erobern kann, so ist diese Kunst vollkommen erlernet, mehr, ich stehe gut dafür, braucht es nicht. Ich füge noch eine Ermahnung bey, die ihren guten Nutzen hat. Man lasse seinem Gegner niemal das letzte Wort. Ich habe es von der Erfahrung, welch ein gelehrtes Ansehen diese Plauderey zuwege bringt. Ich verlange kurzum, daß ein Gelehrter allen steif ins Gesicht sehe; dieses läßt zwar ein bischen unverschämt, aber es zeigt doch an, daß man eben das, was der andere sagen will, schon aus seinen Augen wahrnehme; die Blicke müssen feurig und zugleich verächtlich seyn, dadurch bringen die

jungen Gelehrten den erfahrensten zum Stillschweigen, vielleicht weil er sich mit keinem Narren abgeben will, allein wir erhalten doch das Feld, und den Ruhm eines Gelehrten. Das sind nun die Eigenschaften, die einer besitzen muß, wenn er heut zu Tage gelehrt seyn will. Und alle, welche diese Eigenschaften im vollkommenen Grade besitzen, ziehe ich einzeln allemal zehn Erfahrnen vor. Denn diese allein sind es, die vermessen (gelehrt hätte ich sagen sollen) genug sind, die erfahrensten Männer zu verachten, und sich für das auszugeben, was sie in der That nicht sind.

Blifill kömmt nach fünf Jahren wieder zu Hause an. Während dieser Zeit legte er sich auf das weltliche Recht, und zwar auf einer der berühmtesten Universitäten. Blifill, ehe er von Hause gieng, war ein dummer Junge. Aber auf der Universität änderte er sich ganz. Er war so fleißig, daß es nur sein Papa weißt, wie viel ihn sein Fleiß gekostet habe. Weil er auf seiner Rückreise seine Gelahrtheit auf Pergament geschrieben in der Tasche tragen mußte, so kramte er sie

da=

daheim desto hurtiger aus, um es seinem Städtchen nur geschwind fühlen zu lassen, daß er etwas mehr, als einen gepuderten Kopf mit sich bringe. Denn in seinen Gedanken war er bald Finanzrath, bald Bürgermeister, bald Stadtpfleger, bald — unerschöpfliche stolze Gedanken, die in seinem Hirne alle Raum genug hatten, weil sonsten nichts darinnen war. Gelehrt war er, das kann ich versichern, denn im ganzen Städtchen war kein Mann, auf den er nicht, als auf einen Pedanten, gut akademisch schimpfte. Das sogenannte Corpus Juris hatte er völlig ausstudiret, denn er trug es sogar im Haare, weil er es zu Papilioten öfters gebrauchte. **Blifill** sollte sich so weit herablassen, von einem vernünftigen Mann eine Lehre anzunehmen? Er, der niemals beredtsamer ist, als wenn er von seiner Einsicht zu sprechen hat? Er, dessen Mund niemals ruhet, wenn es Gelegenheit giebt (und wann mangelt ihm diese) seine Gelahrtheit auszupacken? Er, der sich aus jedem Gedränge, das seine Unwissenheit aufdecken könnte,

te, entweders durch ein unerträgliches Geschrey, oder Schimpfworte loszuwinden vermag? Man merke nur auf seine Worte: es trägt sich ein Zufall zu, der schwer zu entscheiden ist, und der manchen erfahrnen Mann viel schlaflose Nächte kostet; allein für unsern **Blifill** ist dieses nur Tand. Er hat diesen Casum schon längsten in Terminis gehabt, und glücklich entschieden.

Nun frage ich, und recht stolz frage ich, welcher Sterbliche wird den Hochweisen, Wohlgelahrten **Blifill** einem Erfahrnen nachsetzen? Ich dächte, man sollte sich nicht zu fast übereilen, und blos durch Vorurtheile angetrieben unserm Sprichworte: **ein Erfahrner ist besser als zehn Gelehrte**, die Wahrheit einräumen. Ich gebe mein Wort, **Blifill**, der unerfahrne **Blifill** wird uns so gut betrügen, als es irgends einer der Erfahrensten thun könnte.

Ueber das, welcher Verlurst für den Staat, wenn es wahr seyn sollte, daß ein Erfahrner besser als zehn Gelehrte wäre? Unsre jungen schaalen Gelehrte sind so unverschämt,

daß sie sich alles zu wissen einbilden, und durchaus keiner Lehre mehr bedürftig scheinen wollen. Man ziehe ihnen also einen Erfahrnen vor, so wird ihr ganzes Wissen unnütz seyn, und der Staat muß sich des Einflusses ihres Witzes gänzlich entschlagen, und sie also als faule Glieder ernähren, die nichts mehr taugen. Noch mehr, ihre Dummheit wird zwar den Staat in Verwirrung bringen, zugleich aber Männer in Bewegung setzen, deren Erfahrenheit ihn wieder in Ordnung bringen muß, und deren Geschicklichkeit sonsten immer unerkenntlich würde verblieben seyn. Wenn kein anderer Vortheil von einem Gelehrten solcher Art zu hoffen wäre, so ist es doch die Kunst, in wenig Minuten mehr zu schwazen, als sie in zwölf Jahren in der That auszuüben fähig seyn würden. Ja, heißt es, in Thesi, allein in Praxi das ist ganz was anders. Dieser Einwurf ist schon so alt, so oft wiederholet worden, daß ich mich lächerlich machen würde, wenn ich nur ein Wörtchen dagegen einwenden sollte. Sind unsre neuen Gelehrte nicht ganz andre Leute,

als

als es die Alten waren? Nur auf diese Frage erwarte ich eine Antwort, aber ich warte vergebens. Blifill beweißt gerade das Gegentheil; man betrachte ihn von jener Seite her, von der ich ihn geschildert habe, so ist dieser elende Einwurf schon vereitelt.

Unterdessen freue ich mich recht sehr, daß man an vielen Orten sich nicht mehr so genau an unser Sprichwort bindet, und in der That selbsten an Tag legt, daß es schlechterdings nicht wahr sey, daß ein Erfahrner für zehn Gelehrten den Vorzug verdiene.

Ich sehe, und nicht ohne Rührung sehe ich, daß gleichsam noch Kinder Aemter verwalten, wozu man sonst immer einen Mann, den Alter, Witz, und Erfahrenheit auszeichnen, nothwendig zu seyn erachtet hatte. Einen Mann, der mit der Strenge seines Charackters sich das Ansehen eines Richters, oder Gesetzgebers geben kann, der aber zugleich durch Leutseligkeit, durch Milde, durch menschenfreundliche Hilfe das Joch des Gehorsams, dessen Schwere er viele Jahre selbsten gefühlet, erleichtert, und ringe macht. Der

nicht

nicht mit dem Stock in der Hand seine Untergebnen an ihre Pflicht erinnert; mit einem Wort, der es gelernet hat, Menschen menschlich zu behandeln.

Ist Phlegon von dieser Art? Wenigstens sollte ers seyn, weil sein Amt eben einen solchen Mann fodert. Gelehrt ist er, das will ich ihm nicht absprechen, denn wer tanzt, wer ficht, wer reit so gut als er; wer läßt sich alle Tage so schön frisiren als er? Allein Erfahrung, und die daraus unmittelbar entspringende Klugheit, Bescheidenheit u. s. f. nein, diese Eigenschaft besitzt er nicht, und doch ist er Major geworden. Man stelle sich den jungen Major vor, wie er sich an der Spitze etlicher hundert graubärtiger Männer gebietrisch herumtummelt. Man sollte schwören, er wäre der erfahrenste Mann, so genau erfüllt er die Pflichten eines Majors! er flucht troz einem alten Krieger; er schlägt, oder läßt unbarmherzig zuschlagen. Seine Mine ist feurig. Wenn ihr die Milchhaare das Ernsthafte, das Wilde benehmen, so ersetzt dieses sein Stock vielfältig. Seine Befehle

fehle sind widersinnig, oft sehr hart, und beynahe unmöglich zu erfüllen, allein sie müssen erfüllet werden, sollten auch gleich seine Untergebnen sich zu Tod arbeiten. Seine Soldaten sind in seinen Augen Lastthiere, und keine Menschen. Weil er von Jugend her gewohnt war seinem Zorn alles aufzuopfern, was ihm just zur Hand kam, so empfinden die guten Soldaten diese Wirkung seines Berufes sehr oft. Das Schicksal eines gemeinen Mannes kennt er nicht im geringsten. Nie trug er eine Muskete; nie duldete er die Hitze und Kälte des Tages; nie quälte ihn bey ermüdender Arbeit der Hunger. Mehr gewohnt Befehle zu geben, als anzunehmen. Aber desto besser steht ihm itzt die Majorstelle an. Man wird mir keinen erfahrnen Mann zeigen können, der seinem Berufe so ämsig nachkömmt, seine Pflichten so fühlbar erfüllet, als der junge, unerfahrne Phlegon. Würde ich unter seinem Commando stehen, ich würde über ihn klagen, daß er aus Mangel der Erfahrenheit seine Untergebnen so unmenschlich behandle;

allein die ihn zum Major gemacht, wußten es besser, daß ein Gelehrter mehr als zehn Erfahrne zu schätzen wären.

Ich dächte, dieses Gemälde könnte eben genug seyn, meine Landesleute auf bessere, und vortheilhaftere Gedanken zu bringen. Wie glücklich würde ich in diesem Falle seyn, wie bald würden meine Umstände sich bessern! könnten sie sich vorstellen, daß ich als ein Gelehrter besser als ein Erfahrner wäre, dann, glaube ich, dürfte ich meine Nahrung nicht als Autor dem Verleger abbetteln, der mir meine Mühe so sparsam belohnt. Freylich schluge ich, mein Ansehen bey ihnen zu erhöhen, einen verzweifelten Weg ein. Mir däuchte Projeckte wären das beste mir den Ruhm eines erfahrnen Mannes zu verschaffen. Und dazu darf man eben keinen Ueberfluß an Erfahrenheit besitzen. Einen Plan auf das Papier zur Verbesserung des Landes, was ist leichter als dieses? Wie viele sind hiedurch groß, und reich geworden, ohne daß sie die geringste Kenntniß von der Beschaffenheit des Landes, der Innwohner,

inne

inne hatten. Nur das privat Interesse des Souverains befördern ist ja nicht mehr nothwendig als ihm den Despotismus einschwatzen, ihm seine Unterthanen als Sclaven vorstellen, das ist eigentlich die Absicht der Projeckte, die aus Menschenliebe zum Verderben eines ganzen Landes ausgehecket werden. Das versteht sich, die Ausführung fällt nicht auf den Projecktanten zurück; denn dieser kann übrigens ein Idiot seyn, oder besser ein unerfahrner Mann (oder sind unsre heutige Projecktmacher etwas anders als junge lustige Geschöpfe, deren bewundernswürdige Staatsklugheit nicht für die Stubenthüre hinaus reichet?) Genug daß er unter der rühmlichen Absicht, gemeinnützig zu seyn, Beförderung, und Geld suchet. Wie gesagt, ich machte also Projeckte. Aber wie übel gelung mirs! Meine Landesleute hatten von einem Projecktmacher ganz andere Begriffe; ich wurde mit meiner ganzen Gelehrtheit als ein junger unerfahrner Laffe zurück gewiesen, der zu solchem Unternehmen noch ein bischen älter werden müßte. Ich muß es gestehen,

meine Frau ist in diesem Stücke viel klüger als ich. Sie hat mir mehr als einmal eingerathen, etwas schmeichelhafter in das Werk zu gehen. Vielleicht wäre mein Widerspruchsgeist Ursach, daß man mir gar alle Erfahrung absage. Ich sollte also bey großen Herren nur fein hübsch immer ja sprechen, ihre Anschläge möchten so paradox scheinen als sie wollten. Im Vertraun! das Mittel ist gut, und hat schon manchem zu einem Amt geholfen, zu dessen Verwaltung er weder Einsicht, weder Erfahrung besitzt. Allein mir scheint es zu niederträchtig zu seyn. Ich bin viel zu gelehrt, es kann seyn auch zu gewissenhaft, als daß ich die ungereimten, unbilligen Grillen eines Großen gutheissen sollte.

Das dienlichste, was mir noch zu Sinne kömmt, ist dieses, daß die Unerfahrnen alle, die sich so fest an unser Sprichwort binden, durch äußerlichen Schein zu betrügen suchen. Gerade fallen mir zween Charactere ein, die meinen Gedanken bestättigen, und für alle meines gleichen von äußerster Wichtigkeit sind.

Lelio ein Rechtsgelehrter von zwanzig Jahren. Ich weis eben nicht, ob ich ihn in die Zahl der Gelahrten setzen soll, oder nicht. An die Erfahrenheit darf ich nicht denken. Aber wie geschickt weißt sich Lelio beedes zuzueignen! Hier hüpft er durch die Gasse — einen halben Riß zusammen gerolltes Papier unter dem Arm — eine zerstreute Mine, die eine Vordeuterinn großer Geschäffte zu seyn scheint — Herr Lelio — nein, er höret mich nicht, er läuft dem Rathshause zu. Wie geschäfftig faselt er auf dem Vorsaale herum! in der That, alle Anwesende glauben, Lelio müsse heute wichtige Sachen zu schlichten haben. Man faßt von ihm eine vortreffliche Meynung. Unterdessen ist Lelio nur da, um eben so bedenklich nach Hause zu rennen. Man giebt ihm Visite. Er ist unter Folianten eingekerkert, schreibt eines schreibens, was? Die Notaten seines ehemaligen Professors. Lelio entschuldigt sich, daß er für dießmal nicht besser aufwarten kann, seine Geschäffte sind gar zu dringend. Er wird zur Tafel gebethen, unter dem Essen kömmt der Both mit einem Packet Briefe — das ist verwünscht, ruft Lelio, indem er die Briefe durchwühlet — verzeihen

hen sie mirs, meine Geschäffte rufen mich weiter. Wirklich macht er sich davon, und zwar mit hungrigem Magen. Allein was war die Folge dieses Betrugs? denn es waren lauter erdichtete Streiche; eine Hochachtung von allen — Lelio, hieß es, ist ein arbeitsamer, ein erfahrner Mann; man rühmet ihn öffentlich, und kaum vergiengen zween Monde, so ward er zum Stadtsyndikat erhoben. Wie glücklich wußte Lelio alles anzustellen! der junge Thor ist nichts weniger geschickt, als diesem Amte vorzustehen, ich kenne seine Unerfahrenheit, allein die Kunst durch äußerlichen Schimmer zu betrügen half ihm durch. Und nun bin ichs gewiß, daß er troz einem Erfahrnen sein Amt verwalten wird; weil man von ihm schon eingenommen ist.

Eben das gilt von Melidor. Noch warm von den Universitätsjahren war er schon egregius Medicinæ Doctor, ich habe es in seinem Doctorsbriefe selbsten gelesen. Er träumet Stadtphysicus zu werden, allein — ja Melidor findet die Schlüssel sich dieses Thor seiner Beförderung zu eröffnen. Hundert alte Mütterchen umlagern seine Wohnung, vielleicht ihre Gesundheit von diesem jungen Aesculap

culap zu erbetteln? Nein, Melidor ist ein Liebhaber von Neuigkeiten, und diese sind eben die rechten Bothen seine Neugierde zu befriedigen. Er läuft von einem Hause zum andern; ohne Zweifel besucht er Kranke. Nichts wenigers, seine Befreundte will er mit seiner glücklichen Zurückkunft erfreuen. Frühe reiset er aus der Stadt ab, ich dächte, ein Kranker bedürfte seiner Hilfe. Auch dieses nicht. Melidor liebet die Jagd. Er verstehet besser einen Hasen im Laufe zu schiessen, als aus dem Schlage des Pulses die Grade des Uebels zu bestimmen. Allein diese tägliche Abwechslung verschafft ihm den Ruhm eines erfahrnen Arztens. Er wird zum Krankenbette gerufen — Welche Unschlüssigkeit! wie eine Säule steht er da, und trägt Bedenken, ob er den Patienten entweders an Ueberschlägen, oder Pulvern wolle sterben lassen. Man besuche ihn, so oft man will, immer wird er Recepte schreiben auf niemands Gesundheit; sein Pudel ist alsdann sehr aufmerksam auf ihn, und er ist es allein, der die Fertigkeit seines Herrn, in Verschreibung der Recepte, zu bewundern scheinet. Unterdessen erlangt Melidor seinen Zweck. Man hält ihn für einen Doctor, der schon vie-

les

les erfahren hat, und der es endlich so weit gebracht, daß er Gesunde in Kranke, aber nimmermehr Kranke in Gesunde umstalten kann.

In Wahrheit, wem meine Beweise nicht kräftig genug scheinen, daß ein Gelehrter nach der heutigen Mode besser sey als zehn Erfahrne, der muß doch wenigstens bekennen, daß diese beeden Charaktere jedem den rechten Weg zeigen, das Sprichwort: **ein Erfahrner ist besser als zehn Gelehrte**; auf die füglichste Art zu vereiteln. So viel kann ich versichern, daß ich diese Abhandlung niemals würde geschrieben haben, wenn nicht meine dürftigen Umstände mich dazu gezwungen hätten. Kurz! es liegt mir sehr viel daran, daß dieses Sprichwort trüge. Ich kann mir gewiß das Glücke nicht versprechen, eben so schnell, und so unwissend befördert zu werden, als Melidor. Kann ich aber das Glücke haben Todtengräber zu werden, so hoffe ich, Melidor werde mich bald zu einem reichen Mann machen. Zu diesem Amte, däucht mir, hätte ich nebst meiner Gelahrtheit Erfahrung genug.

E N D E.

Seite 21 Linea 21 aber in einem — lies: aber sie gebrauchten es in einem u. s. w.

[illegible]

[illegible] Ich kann mir [illegible] [illegible] nicht [illegible], aber so [illegible] [illegible]

[illegible] Rathgeber. Wollte ich aber das Glück [illegible] [illegible] so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in einem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Wahrheit [illegible] [illegible]

E N D E.

[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sager, Otto

Tillers von Tscherlow philosophische Abhandlung von den bekanntesten Sprichwörtern der alten Deutschen

Augsburg 1777

Ph.pr. 1184
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042060-0
VD18 11364866